

Ein Traum wird Wirklichkeit

Erica liegt auf ihrem Bett und liest die Illustrierte *Quick*, die seit 1948 auf dem Markt ist. Sie hält sie für ein »dummes Blatt«, aber da sie krank ist, gönnt sie sich die leichte Kost. Sie leidet häufig unter grippalen Infekten oder menstruell bedingten Unpässlichkeiten und glaubt, dass es an der Überforderung am Arbeitsplatz liegt; die Ansprüche im Stuttgarter Fotostudio sind hoch und sie empfindet ihre Chefin als zu streng und streckenweise als ungenießbar. Wahrscheinlich ist das Arbeitsklima deshalb so schlecht, weil beide ein Auge auf denselben Mann geworfen haben: Heiner, der attraktive Jurastudent mit der nonchalanten Art und dem neckenden Humor. Sein zweiter Stiefvater ist der bekannte Schriftsteller Friedrich Sieburg, deutscher Literaturkritiker und Autor mehrerer Frankreichbücher. Eris neue Arbeitgeberin ist nicht gerade erbaut darüber, dass Heiner sich nun schon seit einem Jahr mehr für ihre nervöse Assistentin als für sie selbst interessiert. Überhaupt hat die attraktive junge Frau größeren Erfolg bei Männern, immerzu bekommt sie im Atelier Besuch von potenziellen Anwärtern.

Eri wirkt zwar sehr selbständig und selbstbewusst, Heiner gegenüber fühlt sie sich jedoch oft unsicher, weil sie weder intellektuell noch finanziell mit ihm mithalten kann. Das fehlende Abitur und den meist leeren Geldbeutel trachtet sie mit Charme und Sexappeal wettzumachen. »Das Einzige, was vielleicht überdurchschnittlich an mir ist«, beichtet sie ihm, »ist meine Intensität, eine höchst unbequeme Eigenschaft. Inten-

sive Freude lässt sich ja noch ertragen [...] aber intensives Leid – davor habe ich direkt Angst.« Sie habe es schon so oft erlebt, dieses Leid, auch wenn es ihr im bisherigen Leben doch verhältnismäßig gut gegangen sei. Über ihre übertriebene Intensität wird sie auch später noch viel klagen, sie weiß, dass sie ihre Emotionen schlecht kontrollieren kann und sich oft selbst im Wege steht. Wenn sie über ihren Vater spricht, muss sie jedes Mal weinen – gleichgültig, wie viele Jahre seit seiner Hinrichtung schon vergangen sind.

Heiner ist in Düsseldorf, trinkt viel Kaffee und raucht Unmengen Zigaretten. Eri, nicht gerade ein Vorbild an gesundem Lebenswandel, macht sich Sorgen um ihn und ermahnt ihn, besser auf sich aufzupassen – eine klassische Projektion, weil sie auf sich selbst nicht gut aufpassen kann. Sie entschuldigt sich fast, dass sie seine häufig niedergeschlagene, negative Stimmung nicht aufheitern kann, weil sie selbst nicht gerade ausgeglichen sei. Er bräuchte doch eigentlich jemanden, der »eitel Sonnenschein« sei – und sie auch. Sie klagt häufig über die Stimmung zu Hause. »Manchmal weiß ich wirklich nicht, wie das weitergehen soll; wenn die Mummie wenigstens nicht so hilflos wäre, aber sie steht dem allen ja völlig machtlos und passiv vis à vis, ist unglücklich über die missratenen Kinder und ich kann mir dann am Wochenende die Klagen anhören.« Klagen können sie beide gut, sie und ihre Mutter. Beide tragen sie ihr unausgesprochenes Leid mit sich herum, die eine still und verdeckt vorwurfsvoll, die andere ostentativ und mitunter schon recht provokativ.

Erla hat herausbekommen, dass Eri in Stuttgart schon mal in Heiners Bude übernachtet hat. Eine Frau hat es ihr beim Milchmann erzählt. »Was ist dies blöde Stuttgart für eine Kleinstadt!«, schimpft Eri. »Es ist zu läppisch. Wenn nur mein Name hier nicht so bekannt wäre, dauernd erzählt Mummie von Leuten, die Vati kannten. Das ist zum Kotzen, denn da hat man ja irgendwie die Verpflichtung oder den Wunsch, recht guten Eindruck zu machen, was mir woanders meistens ziem-

lich egal war. Ja, ja. Diese vor Selbstzufriedenheit, Schmutzlichkeit, Überheblichkeit und Engstirnigkeit strotzenden Bürger.« Wenn sie sich für ihn entschiede, schreibt sie ihrem Heiner, dann müssten sie aber auswandern, die Vergangenheit hinter sich lassen.

Großonkel Adolf, der Wasserbauer, ist mit seiner Tochter Ursula in Stuttgart und die drei speisen in einem gediegenen Restaurant. Auf der Heimfahrt sitzt er vorne neben dem Fahrer, die beiden jungen Frauen auf dem Rücksitz. Eri will Adolf etwas erklären, aber er reagiert trotz mehrerer Anläufe nicht, wahrscheinlich in Gedanken versunken. Er ist wohl schwerhörig, sagt Eri zu ihrer fast gleichaltrigen Tante Ursula scherzhaft. Nachdem sie bei Erla in Tübingen angelangt sind, spricht Adolf noch immer kein Wort mit ihr. Mit dieser stillen Wand von Mann kommt Eri nicht zurecht und sie fühlt sich schuldig. Sie weiß nicht, dass Adolf von Natur aus kein gesprächiger Mann ist und die Unterhaltung gern anderen überlässt. Diese eigentlich unbedeutende Begebenheit wird sie noch bis ins hohe Alter belasten – ob er ihren Kommentar über die vermeintliche Schwerhörigkeit wohl gehört hat? Sie hat ihn doch so gern und verdankt ihm so viel und es war ja ganz und gar nicht böse gemeint. Sie erinnert sich gut daran, wie ihr Vater sie jedes Mal ermahnt hat, wenn sie über andere schlecht sprach, das könnte er nicht leiden. Eri zieht ihren knielangen Mantel an und wandert am Neckar entlang. Der Wind zersaust ihr gerade erst frisch frisiertes Haar und peitscht es ihr ins Gesicht. Auf ihren vor Kummer erhitzten Wangen ist der Regen eine willkommene Abkühlung.

Adolf ermutigt Erla, eine Kur zu machen, denn ihre Beine machen ihr immer mehr gesundheitliche Probleme. Da er die Familie seines verstorbenen Neffen Hanns weiter unterstützt, spendiert er ihr einen Zuschuss für die Reise. Im September 1956 fährt Erla nach Bad Wörishofen, wo sie behandelt wird, viel schläft und liest. Es ist teuer, aber sie, die sonst so Enthalt-same und Bescheidene, »lässt sich nichts abgehen«, so zumin-

dest versichert sie ihrer Tochter Eri, die um ihr Wohlergehen sehr besorgt ist. Eri macht unterdessen den Haushalt. Sie kocht für die Geschwister Blumenkohlsuppe, bereitet Kaiserschmarren mit Zwetschgenkompott zu, macht die Betten, räumt auf und sorgt dafür, dass die Jüngsten ihre Hausaufgaben erledigen. Die Rollen sind auf einmal verkehrt: Erla weilt in der Ferne und Eri übernimmt die mütterlichen Pflichten. Die Kinder würden, wenn die Mama heimkomme, vor Kraft gewiss strotzen, schreibt Eri ihr stolz, und ihre Mummie ist begeistert, wie fabelhaft ihr »tüchtiges Kind« mit allem fertig werde, ja, dass es sogar keinen Streit unter den Geschwistern gebe. Diese sind allerdings nicht ganz so begeistert von ihrer großen Schwester, denn sie ist im Gegensatz zur Mutter oft kompromisslos und gelegentlich fast intolerant. Im Grunde hält sie sich für die Erziehungsberechtigte, vielleicht auch für einen Vaterersatz und hat ihre Mutter in Erziehungsfragen unter der Fuchtel. Eri ist ganz in ihrem Element und nennt die Geschwister wie vormals das Kindermädchen Dorle »ihre Kinder«. Hat Erla ihr jahrelang ihre Sachen nachgeschickt – nach Hohenfels, Salem, Freiburg, Rastatt, Harburg, Hamburg, Reutlingen und Stuttgart –, so kann sie sich endlich revanchieren und ihrer Mutter auch das eine oder andere Paket in die Kur senden. Sie fühlt sich gebraucht und wichtig.

Manchmal kommt Heiner zu Besuch, das begeistert alle in der Bismarckstraße. Heiner ist von eher zierlicher Figur, er hat dunkle Haare und ein gut geformtes, hübsches und zugleich ausdrucksvolles Gesicht. Stets ist er korrekt und geschmackvoll gekleidet, allerdings nicht in dem Stil, wie seine Mutter das gerne hätte: blaues Sakko mit Goldknöpfen, eine solche Ausstattung verabscheut er als affigen Snobismus. Ein bisschen Snob ist er zwar dennoch, aber ungeheuer galant und wohl erzogen. Gelegentlich lässt Eri ihn in Erlas Haus übernachten, zumindest bittet sie ihre Mutter nachträglich um Erlaubnis und die kann dann ja eh nichts mehr dagegen haben, außerdem ist sie auch wirklich nicht besonders prude.

Heiner arbeitet in einer Düsseldorfer Anwaltskanzlei und er und Eri, die ihn zärtlich Mops oder Moppel nennt, schreiben sich fast täglich. Sie seien eben beide »ziemlich schwache, schwankende und labile Exemplare«, meint sie. »Jedenfalls wird mir für meinen Teil immer klarer, dass ich mich endlich zum Erwachsensein entschließen muss.« Sich entschließen müssen, heißt nicht, sich entschließen, Eris Stärke ist das bekanntlich nicht. Sie bedeutet ihrem Liebsten, dass sie es wie Natascha in »Krieg und Frieden« (Tolstoi, eine dringende Le-seempfehlung ihres Vaters!) schwierig finde, sich schriftlich angemessen auszudrücken; sie habe immer viel mehr zu sagen, als sich den starken Gefühlen entsprechend in einem Brief darstellen ließe. Gleichwohl hat sie eine sehr lebhaft Sprache und schreibt sprachlich und grammatikalisch meist perfekte Sätze, die die Phantasie anregen und Anteilnahme erwecken. Sie solle nie direkte Fragen unbeantwortet lassen, hat ihr Vater ihr geraten. Das hat sie beherzigt und teilt es ihrem Moppel mit. Indes, niemand stellt Fragen, weder direkte noch indirekte. Die fünfziger Jahre sind keine »Ich stelle dir eine Frage«-Jahre. Die Menschen sind zu sehr damit beschäftigt, alle Fragen unter ihre gerade erstandenen Teppiche zu kehren, Häusle zu bauen und die Vergangenheit in den eigenen vier Wänden ungestört zu verdrängen. »Aber nachts kommen eben immer die Gedanken und Sorgen, du kennst das ja zur Genüge«, sagt Eri zu ihrer Mutter. Beide leiden unter Schlafstörungen, aber Erla kann besser als ihre Tochter damit umgehen: »Liebes Kind, es tut mir so leid, dass du nicht einschlafen kannst«, schreibt sie ihr. »Leider ist der Schlaf ein so empfindliches Wesen, das dann gerade fortbleibt, wenn man ihn mit dem Willen herbeiwünscht, wenn man ihm überhaupt etwas vorschreiben will. Und wenn man ihm gegenüber nicht ganz unbefangen ist, zu viel daran denkt, ob man schlafen wird und wie man es erreichen kann, dann ist es oft leider ganz aus [...]. Ich rate dir nur, stehe trotz schlechten Schlafens morgens auf, allmählich wird es dann schon gelingen.« Eris

Tendenz, sich ins Bett zu verkriechen, ist schon jetzt nicht zu übersehen. Mutter und Tochter tauschen sich über jede Kleinigkeit aus, nahezu täglich. Das macht Eris Schwestern eifersüchtig, denn sie haben weder den Rang des Sorgenkinds noch den der wichtigsten Beraterin, zwei widersprüchliche Positionen, die Eri sich erobert hat.

Bruder Malte ist glücklich, seine erste lange Hose tragen zu dürfen. Erla hat die graue Flanellhose seines älteren Bruders Tilman geflickt, enger und länger gemacht. Dazu trägt er eine elegante Krawatte, ein Geschenk von Heiner, und einen Anorak. Seine Schuhe hat er stundenlang gewienert, seine Haare mit einem nassen Kamm ordentlich zurechtgekämmt, und so herausgeputzt geht er abends aus. Sein Bruder Tilman hingegen hat es so wild getrieben, dass Erla beschlossen hat, das Angebot von Hans S. in Südafrika anzunehmen und ihren Jungen zu ihm zu schicken – die führende Hand eines Mannes, noch dazu des Freundes seines Vaters, wird ihm guttun. Abschiede tun weh, manchen Menschen mehr als anderen und insbesondere denen, die noch Trauer tragen, ohne es zu wissen. So empfiehlt Eri ihrer Mutter dringlich, ihren Sohn nicht bis nach Hamburg aufs Schiff zu bringen – das sei eine nahezu qualvolle Art, sich zu trennen, weil es entsetzlich langsam vonstattengehe und man den Dampfer noch so lange sehen könne! Tilman will eh nicht, dass eine der Frauen mit an den Hafen kommt, ihm sind diese Sentimentalitäten peinlich. Eri hat für ihn und seine Aufmüpfigkeit Verständnis: So schlimm sei es mit ihm doch gar nicht, er lasse sich »halt von Weibern nichts sagen«. Sie kann nachempfinden, was in ihrem Bruder vorgeht, vor allem, wie sehr ihm der Vater fehlt. »Die Zucht bei Onkel Hans wird alles gutmachen!!!«, beschwichtigt sie ihre Mutter mit ironischem Unterton. Im Sommer 1957 wandert Tilman, knapp achtzehn Jahre alt, in die Fremde aus.

An den Wochenenden kehrt Eri stets von Stuttgart nach Tübingen zurück. Auch wenn es ihren Geschwistern auf die Nerven geht, dass sie dann Rücksicht auf ihr ausgeprägtes Ruhe-

bedürfnis nehmen müssen, so ist es mit ihr doch oft sehr gesellig, denn sie bringt immer wieder nette Leute nach Hause, die für gute Stimmung sorgen. »Amorettenköpfchen« wird sie genannt, weil sie so unbekümmert ihre Reize präsentiert und geradeheraus herumflirtet. Ihren Schwestern macht sie mit ihren depressiven, ebenso wie mit den animierend heiteren Anteilen ihres Wesens stets Konkurrenz. Sie ist eine Führungspersönlichkeit mit gespaltenen Charakterzügen. Mit ihrer Mutter hat sie oft keine Geduld, denn anders als sie fährt diese nie aus der Haut, ist immer beherrscht und von einer fast provozierend feinen Zurückhaltung. Unbewusst will sie Erla mit ihrer Garstigkeit wachrütteln und zu emotionalen Reaktionen zwingen. Doch mehr als ein geseufztes »Ach Kind!« kann sie ihr selten entlocken.

Gelegentlich meldet sich noch der schöne Ernst-Günther aus Lörrach bei Eri und selbst Curd bleibt ihr freundschaftlich verbunden, obwohl er geheiratet hat. Auf einem Kurzurlaub am Bodensee lernt Eri Uwe kennen und spannt ihn im Handumdrehen ihrer Freundin Nanne aus, was diese ihr verständlicherweise sehr übel nimmt und dazu führt, dass die einst so innige Freundschaft erst einmal gestört ist. Eri ist unkonventionell und voll waghalsiger Abenteuerlust. Wenn sie so da steht – ihre schönen Beine unter kniekurzem Rock zur Schau gestellt, lässig an einer Wand lehrend, die Zigarette einen Hauch lasziv zwischen den Lippen – und einen Betrachter mit ihren lebhaften Augen, hinter denen sich eine tiefe Sehnsucht und Traurigkeit verbergen, anblickt, ist fast jeder berührt. Es ist diese verzweifelte Vatersuche im Gewand der mondänen Femme fatale, eine zerbrechliche Seele in scharfer Hülle.

Bald macht Eri eine neue, wichtige Bekanntschaft – mit dem zweiundvierzigjährigen Wolfgang. Er legt sich Erica zu Füßen und schafft es, sie für sich zu gewinnen. Als ehemaliger Soldat im Zweiten Weltkrieg reagiert er auf ihre Erzählungen von ihrem Vater verständnisvoll und mit einem Erfahrungsschatz, den sie von ihren Freunden bisher so nicht kennt. Bei Heiner

stößt sie mit diesem Thema sogar eher auf Widerstand: Weder er noch seine Stiefväter haben im Krieg gedient. Außerdem verliert er das eine oder andere böse Wort über die Nazis, was ihr stets Unbehagen bereitet, weil sie sich indirekt angesprochen fühlt und unter Rechtfertigungszwang gerät: der Schandfleck Hanns, der geliebte Vater. Im Stuttgarter Kino läuft »Endstation Sehnsucht« mit Marlon Brando und Vivien Leigh. Eri identifiziert sich mit der unglückseligen Hauptfigur Blanche, die all ihre Hoffnung verliert und sich unabwendbar dem Abgrund nähert. Sie kann nicht aufhören zu weinen und geht schluchzend aus dem Kino.

Wolfgangs starker Bezug zum Land und seine Leidenschaft für Pferde spielen eine Rolle in der sich nun intensiv entwickelnden Beziehung: Einer, der Pferde liebt und mit ihnen arbeitet, ist geradeheraus und hat eine stoische Ruhe. Dieses Ruhige und etwas onkelhaft Verständige zieht Eri magisch an, sie verliebt sich oder glaubt zumindest, verliebt zu sein, denn ihre Liebesbedürftigkeit ist unendlich. Zwei Jahre lang wird sie sich nicht zwischen diesen beiden Männern entscheiden können und ihren Hang zu Intensität und Unruhe somit als inneren Konflikt unbewusst weiter nähren: »Der gute Wolfgang ist so rührend, aber Heiner genauso und ich freue mich eigentlich sehr (abgesehen von schmeichelhaft!), dass ich so gemocht werde, obwohl ich finde, dass ich's eigentlich endlich mal verdient habe (und es kommen ja auch schnell genug wieder andere Zeiten!).«

Heiner bietet ihr die Ehe an, trotz ihrer häufigen Auseinandersetzungen, weil er befürchtet, sie zu verlieren, aber sie erbittet sich Bedenkzeit. Schließlich ginge es ja um die kommenden fünfzig Jahre, sagt sie ihm ganz »robust und sachlich«, denn »man möchte sich doch nicht sein Leben verpfuschen«. Laut ihrem Vater ist sie doch für das, was sie aus ihrem Leben macht, »ganz allein verantwortlich«. »Wenn es schiefgeht, hast du kein Recht, dich über irgendjemand und irgendetwas zu beklagen«, hatte er ihr damals aus der Haft geschrieben. Manche

Nacht verbringt Erla an ihrem Bett und diskutiert mit ihr die Vor- und Nachteile des einen und des anderen Mannes. »Denke nicht, dass mir deine Probleme gleichgültig sind«, sagt Erla ihr. »Ich kann dir nur die Entscheidung nicht abnehmen, denn meine würde doch nicht richtig sein bzw., wenn's schiefgeht, bin ich schuld.«

Heiner ist ratlos und gibt auf Anraten einer Freundin ein graphologisches Gutachten in Auftrag. An so etwas glaubt er zwar nicht und belächelt die ganze Aktion deshalb mit einer hochgezogenen Augenbraue. Er ist dann aber doch erstaunt über das Ergebnis, das die Graphologin auf der Grundlage des Geburtsdatums und der Geburtszeit von Eri liefert, ohne der Beschriebenen je begegnet zu sein. Aus Schriftproben der vergangenen sechs Jahre folgert sie, Eri sei ein Mensch, für den menschliche Bindungen lebensnotwendig seien, automatische, routineartige Arbeiten hingegen widersprächen ihr; Logik liege ihr weniger als Spontaneität. Der geschwungenen, ausholenden Schrift nach zu urteilen, sei sie 1951 noch sehr idealistisch und voll natürlichem inneren Erlebnisdrang gewesen; 1952 ein wenig sicherer und als Zwanzigjährige, 1953, auf dem Höhepunkt ihres altersgemäßen Entwicklungsstands. Doch schon zwei Jahre später habe ihre lebhaftere Lebenszugewandtheit einen »forcierteren Charakter angenommen« und sei 1957 als veräußerlichte Lebensfunktion zur Gewohnheit geworden. »Die bisher fließende und positive Entwicklung scheint zu stagnieren. Die Schreiberin baut um sich eine Wand – nicht, um sich interessant zu machen oder um nicht erkannt zu werden, sondern um sich selbst nicht zu sehen bzw. anzunehmen. Sie weicht aus vor ihrer eigenen Tiefe, vor einer Auseinandersetzung mit sich selbst. Sie neigt zu Plänen, Wünschen, Träumen und Illusionen; will ihr – an sich so feiner – Instinkt sie warnen, so macht sie die Augen zu.« Eine solche Phase sei zwar nichts Ungewöhnliches im menschlichen Leben, eine Phase allerdings, »die doch nur Übergang sein dürfte und weiterführen muss. Hier liegt die Gefahr für sie, in

dieser Schutzhaltung und Abwehrstellung stehen zu bleiben, zu »gerinnen«, ihre innere Stimme zu übertönen und die Gewohnheit fortzusetzen.« Sie sei zwar selbständig, aber zugleich »äußerst schutzbedürftig und empfindsam«. Sie müsse herausfinden, was in ihrem Leben wesentlich und was Kompensation sei, um ein reifer Mensch zu werden. Die Graphologin ahnt nicht, dass sie bei Eri eine Persönlichkeitsstörung entdeckt hat oder das, was man heute psychologisch ausgedrückt als die Folgen einer »posttraumatischen Belastungsstörung« bezeichnen würde.

»Das ganze Leben ist eine Schererei, der Tod ist es nicht.. Weißt du, was Leben heißt? Den Rock ausziehen und die Ärmel hochkrempeln«, sagt Alexis Sorbas. Eri notiert sich das Zitat auf einem Zettel und hebt ihn auf. Mit Faszination liest sie das Buch des soeben in Freiburg im Breisgau verstorbenen griechischen Autors Nikos Kazantzakis. Sorbas' Lebenseinstellung ist ihr Ideal und wieder träumt sie vom Auswandern, Australien, möglichst weit weg. Sie sagt: »Vielleicht werde ich noch weiser, gelassener – resignierter!« Derzeit bedrückt sie besonders, dass Erlas Antrag auf eine Witwenversorgung abermals zurückgewiesen wurde: »Die arme, arme Frau!«, schreibt sie Heiner entsetzt über Erlas Erfahrungen vor Gericht. »Sie erzählte haarsträubende Sachen vom Prozess. Die Richter unsachlich und gehässig, einer schlief während der ganzen Verhandlung [...] Sie haben eine Stelle aus dem »Fragebogen« vorgelesen, die gegen meinen Vater sein soll, die muss ich dir mal zeigen; die ist so unendlich verdreht worden, da nur zum Teil verlesen.«

Was das für ein Schlag für die Familie gewesen ist! Es ist der zehnte Jahrestag von Hanns' Tod und seine Rolle im Nationalsozialismus wird von Erla und ihren Kindern noch immer verklärt. Eris Empörung über den Prozessverlauf und seinen für Erla unglücklichen Ausgang zeigt, dass sie noch ganz naiv und unreflektiert ist: Aus ihrer Sicht wird den Ludins ein weiteres Mal Leid zugefügt. Arme Erla, arme Eri. 1964 wird Erla das

letzte Mal vergeblich versuchen, eine Rente als Diplomaten-gattin zu bekommen. Zu diesem Zweck aktiviert sie einige Fürsprecher, darunter den bekannten Journalisten Wolfgang Venohr, der zu jenem Zeitpunkt eine Fernsehreportage über die Slowakei gemacht hat und später ein Buch über den »Aufstand in der Tatra« schreiben wird. Venohr ist der Ansicht, den Slowaken, insbesondere den kommunistischen, sei der Fall Ludin sehr peinlich. »Man gibt zu, dass nach dem Krieg große Fehler gemacht worden seien und dass man mit Ludin den Falschen gehängt habe«, so Venohr in einem Schreiben an Ernst von Salomon, das für die Nachkommen Ludins gedacht ist. Erla kann die Rente nur erhalten, wenn das Gericht das Urteil von 1947 als Unrechtsurteil einstuft. Auch Hans Gmelin springt für Erla ein und sagt vor Gericht aus. »Leider scheint das Gericht anhand der vorhandenen Akten der Meinung zu sein, mein Mann habe von der physischen Vernichtung der Juden gewusst«, schreibt Erla ebenfalls an Salomon, »ich und alle seine damaligen Mitarbeiter sind vom Gegenteil überzeugt.« Auf dem Gegenteil mussten sie ja auch beharren, sonst wären alle, die da aussagten, Mitwisser gewesen. Jedenfalls lässt das Gericht sich nicht erweichen und die Akte Ludin war damit wohl endgültig geschlossen. Die Beamtenakte.

Im Dezember 1957 reist Eri mit ihrer Busenfreundin Theda nach Lech in Österreich zum Skifahren; da war ihr Vater früher auch. Eine Leserin des »Fragebogens« erinnerte sich an eine Begegnung mit Ludin in Lech. 1951 dankte sie Salomon für das Denkmal, das er diesem mit seinem Buch gesetzt hatte. Sie sei ihm 1939 flüchtig auf Skitouren im Oberlech begegnet: »Irgendwas um ihn war schöner, gereinigter, die ganze Luft schien klarer als sonst um Menschen, man spürte es, wie viel bewusster als andere er aus dem Innern heraus lebte. Dieses ›immer strebend sich bemühen‹, dieses unablässig ein selbst gestecktes Ziel, einen echten Sinn angehen, [...] das hat ihm eine zu spürende, ja fast sichtbare Leuchtkraft verliehen.« Die Frau muss in Hanns wohl ziemlich verschossen gewesen sein,

aber keine Frage, der Mann hatte das gewisse Etwas. Meine Großmutter hat über ihn einmal gesagt, er habe kolossale Verbesserungsideale gehabt und immer danach gestrebt, besser zu werden. Gewiss war es so. Ein innerlich schöner Mensch, der zum Mörder wurde.

Eri denkt auf dem Gipfel zwar auch an ihren Vater, aber das Vergnügen überwiegt. Sie und Theda sind albern wie Teenager und amüsieren sich köstlich. Abends gehen sie in der Almhütte bescheiden, aber gut essen und vergnügen sich mit den anderen anwesenden Gästen. Zwischen den Skikursen schlafen sie viel, Eri sogar »wie ein Marmeltier«. Hier kann sie ein Weilchen Ferien von ihren »privaten Troubles«, wie sie ihre Sorgen zu bezeichnen pflegt, machen und unbelastet wie ein Kind in den Tag hineinleben. »Ihre panische Angst vor Enttäuschung« darf einstweilen ruhen.

Vor ihrer Abreise hat sie noch einen ausgesucht höflichen Brief an Kurt Hahn, den Begründer von Salem, geschrieben und ihm die Lage der Familie geschildert, um für ihren Bruder Malte eine »Freistelle« im Internat zu erbitten: »Wir sind vier Schwestern und zwei Brüder. Der ältere ist vor einiger Zeit von Freunden von uns in Afrika aufgenommen worden, sodass mein kleiner Bruder – er ist heute fünfzehn Jahre alt – das einzige männliche Wesen im Hause ist. Dieser Zustand ist für ihn nun gar nicht gut und wir haben die ganze Zeit überlegt, was getan werden könnte, um dem abzuhelpen.« Sie schließt ihr Bittschreiben mit der Erklärung: »Sie werden verstehen, dass ich als ältestes Kind der Familie eben doch alles und jedes versuchen möchte, um meinen Geschwistern, trotz des Todes meines Vaters, das Leben irgendwie zu erleichtern.«

Salem beantwortet ihr Anliegen positiv und so kann auch Malte bald dem Frauenhaushalt am Neckar entfliehen. Im Juni 1958 besucht Eri gemeinsam mit ihrer Schwester Barbel, die nach München gezogen ist und dort ihren künftigen Ehemann kennengelernt hat, Paris. Sie hat in Stuttgart gekündigt

und wird nach den Sommerferien für ein anderes Fotoatelier arbeiten. Heiner ist inzwischen als Anwaltsassessor tätig, spezialisiert auf Presse- und Urheberrecht. Eri verbringt einige Wochen bei ihm und erzählt ihm von dem Malheur mit ihrem früheren Ziehonkel. Heiner sorgt sich verständnisvoll um sie, führt sie in feine Lokale aus und bietet ihr Kultur. Das war »eigentlich meine glücklichste Zeit seit Jahren«, schreibt sie ihm anschließend. Er sei sehr lieb zu ihr gewesen: »Du warst kaum eigensinnig und versuchtest gar nicht, erzieherisch an mir rumzumachen, – manchmal habe ich sogar das Gefühl, dass du mit mir zufrieden bist und mich (bzw. meine Ausführungen) wirklich ernst nimmst!« Sorgen machen ihr nur seine überlasteten Nerven – er rauche und trinke zu viel und »solchen Lastern kann man nur ungestraft frönen, wenn man wenig arbeiten und viel schlafen kann!« Über ihre eigenen Laster wieder kaum ein Wort.

Aus Hamburg zurück, reist Eri für einige Monate nach Zürich, wo sie ihrem neuen Stuttgarter Arbeitgeber bei Modeaufnahmen assistieren soll. Sie ist so begeistert von dessen umgänglicher Art und von dem freundlichen Betriebsklima im Studio, dass sie schon fürchtet, er könne auf die Idee kommen, mit ihr zu flirten! »Mein neuer Chef ist wirklich hinreißend, eben auch menschlich so angenehm, dass ich eigentlich immer auf den Haken warte.« Glück, das weiß sie durch die abrupt beendete Pressburger Kindheit nur zu gut, vergeht schnell. Sie ist in einem kleinen Hotelzimmer untergebracht und ihr Chef borgt ihr ein Kofferradio, damit es ihr an einsamen Abenden nicht zu langweilig wird. »Love me tender, love me true« wabert Elvis Presleys Stimme in ihr Ohr, während sie liebe Briefe an Heiner und nach Hause schreibt. Der Fotoatelierbesitzer und seine Gattin zeigen der jungen Frau Zürich bei Nacht und führen sie ins Kino aus: »Ein Mann in den besten Jahren« mit Gary Cooper. »Sehr moralisch geht's hier übrigens nicht zu«, meldet Erica Heiner, vielleicht auch, um ihn ein wenig eifersüchtig zu machen: »Ich hab's Gefühl, die lie-

ben hier alle recht munter und ausgiebig. Die Reden der Mannequins sind höchst aufschlussreich und ungleich unverblümter als vor B. und mir.« Die Frau ihres Arbeitgebers habe es gewiss nicht leicht, »er ist alles andere als ein Kostverächter und die Mädchen scheinen sich ihm an den Hals zu werfen. Er ist aber auch sehr anziehend«.

Sie fühlt sich in Zürich zwar »mutterseelenallein«, zugleich jedoch auch recht wohl. Es tut ihr gut, fern vom üblichen Alltag und fern der Familie zu sein. Sie sammelt neue Eindrücke und beweist sich in der ungewohnten Situation. Es kommt ihr zugute, dass sie kürzlich den Führerschein gemacht hat: Der Chef schickt sie mit seinem Wagen auf alle möglichen Botentouren und einmal muss sie nach einem Kurzbesuch in seinem Stuttgarter Atelier die gesamte Rückfahrt in die Schweiz allein bestreiten; bei der Ankunft streikte ihr Magen, denn diese Tour hat sie vollkommen überanstrengt.

Von Wolfgang hat sie sich oder er sich von ihr distanziert, umso intensiver ist nun ihr Kontakt zu Heiner. Die beiden schreiben sich leidenschaftliche Briefe. Zu ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag wünscht er ihr »mehr innere Ruhe und besonnene Überlegung«. Er hoffe, sie habe nicht nur beruflich die richtige Entscheidung getroffen, sondern bringe es auch bald fertig, ihr persönliches Leben zu ordnen, sie möge doch ein wenig glücklich werden. Froh sei er, dass sie nun endlich bereit sei, sich auf ihn zu konzentrieren und nicht mehr versuche, »allerlei Hintertürchen offen zu lassen«. Es sei gut, nicht mehr auf einem Pulverfass zu sitzen und befürchten zu müssen, dass sie jeden Moment aus dieser Beziehung wieder ausbreche; dass man nach all der Zeit nicht mehr über Trennendes, sondern über Gemeinsames sprechen könne.

Nach ihrer Rückkehr – man besucht sich abwechselnd in Hamburg oder Stuttgart, in Tübingen bei Erla oder in Gärtringen bei Heiners Mutter Winnie – geraten beide dennoch immer wieder heftig aneinander. Sie ist schnell dabei, ihm und natürlich auch anderen Vorwürfe zu machen. Im März

1959 wird Hanns Ludin im Entnazifizierungsverfahren Württemberg-Hohenzollern post mortem für »belastet« erklärt, das ist von fünf Gruppen die zweite nach den Hauptschuldigen. Heiner notiert, wie üblich sarkastisch und der aktuellen Geschichtslesung gegenüber immer kritischer eingestellt, am 20. April in seinem Kalender: »Feier aus Anlass des 70. Geburtstages unseres über alles geliebten Führers«. Vor genau vierzehn Jahren hat Hanns Ludin diesen Geburtstag in seinem Versteck noch gefeiert; zehn Tage später beging Hitler Selbstmord.

Für Eri ist es ein turbulentes Jahr mit vielen Reisen, wenig Schlaf und exzessiven Festen. Sie wacht oft mit einem »enormen Kater« auf und ist sogleich am nächsten oder übernächsten Abend abermals am »Süffeln«. Sie verpasst im Sommer sogar das Flugzeug von Hamburg nach Stuttgart, das ihr Chef ihr spendiert hat, weil sie wie so oft verschlafen hat. In ihrem Tagebuch finden sich Einträge wie »Es geht nicht mehr!« oder »Alles ist so uferlos und furchtbar«. Manchmal ist sie bei ihrer Freundin Theda und deren Familie in Berlin. Theda ist wie sie ein Kind von Traurigkeit und die beiden unternehmen viel, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. Sie bummeln im »Ostsektor« der Stadt und besuchen dort das Theater.

Eri und Heiner streiten jetzt sogar öfter über Geld, denn Eri zeigt auch in dieser Hinsicht wenig Besonnenheit. Sie tritt die Flucht nach vorn an, indem sie sich in eine kurze Affäre mit einem Bekannten Heiners stürzt. Dieser und seine Verlobte stehen kurz vor der Abreise nach Indien, wo er einen diplomatischen Posten übernehmen wird. Es gibt ein emotionales Durcheinander, doch die Wogen lassen sich bald wieder glätten, man ist ja nicht spießig. Auch Heiner hat seine sieben Sachen gepackt: Er ist im Begriff, als Stipendiat des Fulbright-Austauschprogramms nach Berkeley in Kalifornien zu reisen. Sein Freund Detlev Rohwedder geht mit. Detlev, den Heiner Daphy nennt, wird Ende der sechziger Jahre Staatssekretär in Bonn und im August 1990 schließlich Vorsitzender der Treuhandanstalt werden, die die volkseigenen Betriebe der aufge-

lösten DDR privatisiert. Am 1. April 1991 ermordet die RAF ihn in seinem eigenen Haus.

Heiner will die bezaubernde Eri freilich nicht verlieren – ungeachtet aller graphologischen und sonstigen Warnungen – und die beiden sprechen vor seiner Abreise abermals über Heirat. Allerdings hat Erla in dieser Hinsicht auch Druck gemacht, denn nach einer langen Unterhaltung mit der verzweiferten Eri hat sie Heiner einen strengen Brief geschrieben – er könne doch nicht erwarten, dass ihre Tochter ein Jahr auf ihn warten werde. Es müsse nun eine Entscheidung gefällt werden: Heirat oder Trennung. Heiner hat Erla daraufhin zu Rate gezogen, doch die riet ihm davon ab, ihre Tochter zu ehelichen – er würde mit ihr nicht fertig werden, erklärt sie ihm. Eine solche Aussage zeugt von einer gewissen Distanz zum eigenen Kind, auch wenn Erla recht behalten soll.

Eri hat sich in jenem Jahr sehr verausgabt und sehnt sich nach einem Nest – diese Sehnsucht, endlich geborgen und gehalten zu sein! Das verheißt der Hafen der Ehe, der ein ausgeglichenes und glückliches Leben suggeriert. Ihrer Mutter schreibt Eri im Oktober, sie sei mal wieder ziemlich überlastet, ihr Gesundheitszustand sei angeschlagen, sie esse und schlafe kaum, aber das würde ja nun alles besser, »ich werde ja bald Ehefrau und werde dann – zumindest am Anfang – verhätschelt und kann mich ausruhen«. Die Ehe als weitere Illusion von Erlösung. Was wünscht sich die schöne junge Frau, endlich den Ballast abzuwerfen und zur Besinnung zu kommen! Das Gefühl, immer alles zusammenhalten zu müssen und für die Familie verantwortlich zu sein, strengt sie unheimlich an, dabei hält sie in Wirklichkeit nichts zusammen, sondern wirbelt es durcheinander, um es nach ihren Wünschen und Vorstellungen in eine Form zu pressen, oft vorbei an der Wirklichkeit der anderen. Verhätschelt zu werden bedeutet für sie, krank sein. Kranke müssen keine Verantwortung tragen, sie können die Lasten anderen aufbürden. Doch die Last der unaufgearbeiteten Vergangenheit lässt sich nicht wie ein

Bündel abgeben, sie brütet als tückischer Infektionsherd tief im Inneren der Seele, omnipräsent im Verborgenen lauernd, um eines Tages wie ein Vulkan auszubrechen.

Nachdem Heiner abgereist ist und Wolfgang sich abgewandt hat, wächst in ihr das Chaos. Jetzt ist keiner mehr da, ja, selbst die Illusion, gehalten zu werden, hat sie verloren – sie hat Angst, abermals endgültig verlassen worden zu sein. Ihre Mutter berät sie sachlich und mit großer Ausdauer, ohne dass es etwas nützt oder sie beruhigt. Die Schwestern erkennen mit einer gewissen Genugtuung, dass Eri zwar schön, begehrt und ihnen überlegen, aber eben doch auch verwundbar ist. Gelegentlich ist die Versuchung für sie groß, diese Momente von Schwäche auszunutzen.

In Kalifornien angekommen, wachsen in Heiner, erschöpft von der ständigen Ungewissheit und selbst verunsichert, die Zweifel. Seine Mutter Winnie ist sowieso gegen diese Verbindung – sie hat von der Sache mit Wolfgang erfahren, und der sei ja wohl eher das Niveau dieser »Nazitochter«. Heiner fragt sich angesichts der vielen Streitereien und Schwierigkeiten, ob diese Beziehung je Bestand haben könne. Die geographische Entfernung schafft emotionale Distanz. Er zieht sein Heiratsangebot zurück. Eri ist vollkommen verzweifelt. Im Bus von Stuttgart nach Tübingen trinkt sie so viel Schnaps, dass sie sich übergeben muss. Sie kauft sich schwarze Pumps und eine Sonnenbrille und wandelt geistesabwesend durch den Alltag.

Die Wochen verstreichen eintönig. Zwischen Eri und Heiner hat sich durch die Trennung eine große Sehnsucht entfaltet. Er genießt Berkeley zwar, fragt sich aber, wozu dieser Aufenthalt gut ist, wenn er ihn ohne die Angebetete erleben muss; er fühlt sich allein. Weil er sich so unerreichbar gemacht hat, wandern ihre Träume täglich über den Atlantik, um ihm nahe zu sein. Die Verbindung der beiden bekommt fast schicksalhafte Züge, denn sie ist von dem verhängnisvollen Willen getragen, jegliche Bedenken, jedes Hindernis und alle War-

nungen der Eltern zu überwinden. Nach einem Urlaub in Lech kehrt Eri wenig erholt nach Stuttgart zurück, wo sie nichts als zerflossene Beziehungen und ein Job erwarten, dem sie nicht mehr allzu viel abgewinnen kann. Die Arbeit im Fotolabor hat für Eri schon längst ihren Reiz verloren. Das große Fototalent ist sie wahrhaftig nicht, auch wenn sie durchaus begabt ist, und alle Pläne, die sie einst mit Curd geschmiedet hat – Fotobücher, Ausstellungen –, sind nichts als Ideen geblieben. Leere breitet sich aus. Das ist für sie unerträglich. Erla hört ihr geduldig zu, wenn sie ohne Punkt und Komma redet.

Aber dann, dann ruft Heiner sie doch an und bittet, sie möge zu ihm kommen. Eri macht sich fertig für die Abreise in die USA: Sie wollen beisammen sein und heiraten. Ihre Reisevorbereitungen finden in großer Hektik statt. Letzte Erledigungen und Besorgungen. Sie hat kaum Zeit, sich dem Anlass angemessen von Erla zu verabschieden.

Die große Reise beginnt. Aus London schickt Eri eine Postkarte nach Tübingen – »todmüde, aber überglücklich« heißt es da knapp. Sie staunt über den Jet, der sie nach San Francisco bringt, »alles ungeheuer bequem, durchdacht, praktisch, hübsch, modern, hygienisch – kurz, wohl typisch amerikanisch«. Neben ihr sitzt eine offenbar sehr reiche alte »Vettel«, an der sie ihr mageres Englisch testet. Das vertreibt die Zeit. Sie hat einen Fensterplatz und kann kurz vor der Landung das berühmte goldene Licht über San Francisco sehen. Am Flughafen wartet ungeduldig Heiner, doch es dauert noch fast zwei Stunden, bis die Einwanderungsbehörde ihre Papiere geprüft und sie durchgelassen hat.

Es ist März 1960 und Erica ist im gelobten Land. Sie fällt ihrem Bräutigam in die Arme. Ein Traum ist wahr geworden. Es ist wie im Märchen, schreibt sie ihrer Mutter, und ihre unzähligen Briefe und Postkarten, die in den kommenden Monaten folgen werden, lesen sich anregend und farbenfroh wie ein Reiseroman. Während Heiner an der Law School studiert und sich durch das Umgraben von Gärten ein Zubrot verdient,

erforscht sie ihre Umgebung und übt sich als Hausfrau. »Was Männern so gut schmeckt« ist ein Kochbuch, das sie zu Hause vergessen hat, und sie bittet Erla, es ihr nachzuschicken. Ihr künftiger Mann sei verwöhnt, was das Essen anbelange, und nörgele übellaunig, wenn sie ihm mediokre Mahlzeiten vorsetze, erklärt sie ihr Anliegen. Sie kann es kaum fassen, wie billig die Lebensmittel in den Geschäften sind und dass es dort Gemüsearten gibt, »von denen ich weder was gehört, noch geahnt habe, völlig unbekannte Sorten«. Besonders charmant findet sie die Tatsache, dass die Amerikaner nichts abschließen – in den Urlaub fahren und das Haus nicht verriegeln; volle Einkaufstaschen stundenlang öffentlich herumstehen lassen, ohne dass sich jemand bedient; Autos geparkt mit steckendem Zündschlüssel. Eri fasst das begeistert zusammen: »VERTRAUEN ist hier bei ALLEM großgeschrieben.« Außerdem fällt ihr auf, wie gut gekleidet die meisten Menschen sind, viele Frauen aber zögen sich oft entsetzlich an, »alte Weiber aufgedonnert wie die Zirkuspferde«.

Das junge Paar, sie sechszwanzig, er knapp zweiunddreißig, geht fast jeden Abend aus und vergnügt sich mit der bunten Gesellschaft des amerikanischen Schmelztiegels. Da gibt es Emma, »die Negerin«, mit der Eri viel unterwegs ist – bummeln, shopping, Kino. »Dieser Umgang mit den Negern, der nicht leicht zu erreichen ist, ist immer recht interessant! Vor allen Dingen sind diese hier ganz besonders nett, netter als viele Weiße!«, berichtet sie in die Provinz nach Tübingen. Die Rassentrennung ist erst seit sechs Jahren offiziell abgeschafft, doch in manchen Staaten der USA ist sie de facto noch immer gesellschaftlich verankert. Eri hatte in Deutschland nie Kontakt zu Schwarzen, das ist eine ganz neue Erfahrung für sie. Ein weiterer Freund ist Manfred, ein Berliner Jude, der 1939 emigrierte. »Das ist der«, schreibt Eri ihrer Mutter, »der mich sofort, als er mich kennenlernte, auf Vati ansprach.« Sie sagt nicht, was sie ihm geantwortet hat, und auch nicht, was sie bei dieser Frage empfand.

Heiner und Manfred arbeiten gemeinsam einen Zeitschriftenbeitrag über »Antisemitismus in Deutschland« aus. Es ist eine politisch umtriebige Zeit, vor allem in Berkeley, das bekannt ist als Hort der links-liberalen Intellektuellen und Studenten. Man diskutiert die amerikanischen Verhältnisse, die internationalen Entwicklungen und die immer wieder neuen Enthüllungen über die Verbrechen der Nationalsozialisten und den Zweiten Weltkrieg. Es ist die Zeit von Marilyn Monroe und Frank Sinatra. Im Kino laufen unendlich viele gute Filme, gerade hat Billy Wilder den melancholischen Streifen »Das Apartment« mit Jack Lemmon und Shirley MacLaine herausgebracht, ganz nach Eris Geschmack. Die Aufbruchstimmung ist überall spürbar. »Es ist bestimmt die schönste Zeit seit meiner Kindheit und es wird später wohl auch immer so schön werden, ich meine, dermaßen unbeschwert, ohne Verantwortung, harmonisch«, sagt Eri erfüllt von den überwältigenden Eindrücken.

Sie fährt mit Heiner und Freunden an den Carmel Beach zu den Seelöwen und Pelikanen. Hier in der Nähe soll der Schriftsteller John Steinbeck leben, natürlich kennt Eri seine Romane, auch wenn sie in Berkeley kaum zum Lesen kommt. Das Paar ist so beschäftigt, dass es zum Heiraten gar keine Zeit hat; vielleicht auch nicht das dringende Interesse. Nach knapp zwei Monaten in den USA fragt Erla skeptisch nach, was denn nun geplant sei. Eri empfindet die Frage als Vorwurf. Doch sie kann ihre Mutter beruhigen, die Heirat finde in Bälde statt, zuvor sei noch einiger Papierkram zu erledigen. Beide müssen sich größere Mengen Blut abnehmen lassen, denn ohne Gesundheitszeugnis gibt es keine Trauung. Sie erzählt ihrer Mutter humorvoll, Heiner mache angesichts der bevorstehenden Zeremonie pausenlos »seine ironisch-wehmütigen und leidenden Bemerkungen über sein verlorenes Junggesellentum und ich kann ihn auf die Palme bringen, wenn ich von meinem Gatten spreche«. Mehr denn je seien sie beide überzeugt, den richtigen Schritt zu tun, denn es ginge ihnen über-

aus gut miteinander. Eri glaubt, dass es ihr ganz gut gelinge, ihren künftigen Mann richtig zu behandeln: »ja, ja, die Männer«. Ihrem Glück wie immer nicht ganz trauend, fügt sie ihrem Bericht an Erla hinzu: »Allerdings wurde ich auch noch nicht bedeutend auf die Probe gestellt, das wird erst nach einigen Ehejahren auf mich zukommen.«

Ende April 1960 ist es dann endlich so weit: Vor dem Friedensrichter auf dem Standesamt des Rathauses von San Francisco – Eri betont, er sei Jude und sehr nett – geben Erica und Heiner sich in Anwesenheit ihrer Trauzeugen und Freunde das Ja-Wort. »Wir mussten beide altenglische Texte und Gelübde nachsprechen«, lässt sie ihre ferne Mutter wissen, »ich verstand kaum ein Wort und redete irgendwas nach, es war sehr komisch.« **Den Bund des Lebens zu schließen, habe** keine zehn Minuten gedauert, stellt sie verblüfft fest: »Dies ist wirklich ein freies und unbürokratisches Land.« In Tübingen gehen zum vereinbarten Zeitpunkt die schon lange von den Familien vorbereiteten Anzeigen an unzählige Adressaten hinaus: Darin gibt der Bräutigam »Kenntnis von seiner Vermählung mit Fräulein Erika Ludin, Tochter des verstorbenen Gesandten Hanns Ludin und der Frau Erla Ludin«.

Bald darauf trudeln die Gratulationsschreiben im Postkasten ein. Unter den ersten ist ein Brief von Eris Bruder Tilman aus Südafrika. Nach fast drei Jahren im südafrikanischen Apartheidsstaat ist ihm, wie er schreibt, Deutsch so langsam zur »Vremdsprache« geworden, weil er vor allem Afrikaans und Englisch spreche. Tilman studiert Ingenieurwissenschaften, das Geld zum Studieren an der Universität von Pretoria hat er sich als Lieferwagenfahrer erarbeitet. Keine Spur mehr von dem wilden Tübinger Teenager. »Tilman ist ein feiner Kerl, seinem Vater in vielem ähnlich, als Einziger«, sagt sein Ziehvater S., allerdings habe er einen gewissen »Mangel an Initiative und Härte gegen sich selbst. Das wächst sich aber wohl zurecht und in anderen Dingen ist er dem Hanns mitunter so ähnlich, dass es einem den Hals engmachen kann.«

S. vermisst seinen Freund. Manchmal ist er für ihn noch so lebendig, »dass ich mich nicht wundern, sondern nur maßlos freuen würde, wenn er auf einmal in dieses Zimmer käme«.

Seiner »Lieblingsschwester« vermittelt der ferne Bruder aus Afrika seine grenzenlose Freude über ihre Eheschließung, ermahnt sie zugleich scherzhaft, sich vor Augen zu halten, dass Leute wie er und sie »das Brett stets an der dünnsten Stelle sägen« wollten. Ihr »Dikkopf« und Charme würden ihr gewiss immer Schwierigkeiten bereiten, weil die Menschen ihr nur so zuflögen. Auch die anderen Geschwister melden sich postalisch, dazu Großmutter Johanna aus Freiburg und Großonkel Adolf, der aus dem Ausland zurückgekehrt ist und **seit geraumer** Zeit in Berlin-Dahlem lebt. Wolfgang springt über seinen Schatten und gratuliert seiner Verflorenen und auch einige andere Herren lassen sich nicht lumpen und freuen sich für Eri. Besonders nachdenklich klingt einer ihrer Freunde: »Manches Mal hatte ich nach unserem letzten Zusammensein etwas Angst um dich und fürchtete, dass du den Weg in die Ehe nicht mehr finden würdest – teilweise aus Unentschlossenheit, teilweise aus Furcht vor der Aufgabe der Selbständigkeit. Das sind zwar Eigenschaften, für die ich allerhand Verständnis habe, aber du bist auch andererseits ein Mensch, dem die Geborgenheit einer lieben und starken Führung guttut.« Er hoffe, sie habe in Heiner nun diese Führung gefunden.

Der ruhelose Lebenswandel in Amerika nimmt auch im Bund der Ehe kein Ende. Erst einmal hat sich Heiners Mutter Winnie mit ihrem Geliebten Friedrich angekündigt, der sich die »petite«, hübsche Frau in einer Menage à trois mit dem Ehemann teilt. Da Winnie ein anspruchsvolles Persönchen ist und eine Männerfrau, die mit Geschlechtsgenossinnen wenig am Hut hat, fürchtet Eri den Besuch mehr als ihr Mann, der innerlich auf die fortgesetzte Kritik und die Eifersüchteleien seiner Mutter vorbereitet ist. Der Aufenthalt der beiden Gärtlinger verläuft dann aber unerwartet erfreulich, man unter-

nimmt viele Kurztrips in die Umgebung und speist in erstklassigen Lokalen. Winnie und Friedrich genehmigen dem frisch vermählten Paar ein Budget für die geplante Ostasienreise, was zu großer Verückung führt. Der Harmonie genug, platzt der mitunter ungehaltenen Winnie kurz vor der Rückreise doch noch der Kragen. Sie mokiert sich in gehässigen Worten über Eris unschicke, altbackene Kleidung. »Sie sind eben doch nach wie vor unglücklich, dass Heiner keine reiche Frau aus glänzendem Hause hat«, konstatiert Eri betrübt. Sie hat Sehnsucht nach ihrer Mutter und nach ihrem Zimmer in Tübingen, was sie in »lieber und heimatlicher Erinnerung« im Herzen trägt. Sie träumt viel, vor allem von Erla, ja sie träumt fast jede zweite Nacht von ihr. In ihrem letzten Traum erfährt sie, dass Erlas Beamtenrente endlich bewilligt worden sei und dass das sogar in der Zeitung gestanden habe! »Mummchen, sei vernünftig zu dir!«, schreibt sie fast ein wenig flehend.

Auf einem der nahezu täglichen gesellschaftlichen Anlässen lernt Eri einen Herrn kennen, der sich als ehemaliger Schüler ihres Großvaters im Freiburger Gymnasium entpuppt. Fritz war sein Französisch- und Geschichtslehrer. Der Mann ist freundlich zu Eri, aber er traut sich nicht, ihr von einem bestimmten Vorfall damals an der Schule zu erzählen; stattdessen berichtet er darüber ihrem gemeinsamen Freund Manfred, der alles wiederum an Eri weitergibt. Eri findet die Geschichte »peinlich« und schreibt sofort an ihre Mutter. Denn dieser Herr sei damals beim Abitur Primus gewesen. »Es gab eine Primusfeier für die Primusse aller Schulen, doch er wurde nicht geladen, worauf sich seine Mitschüler empörten und er zu Großvater ging, um ihn zu fragen. Da sagte Großvater, er habe ihn nicht nennen können, da Halbjude. Dieser erzählte dann seinen Klassenkameraden, das Ganze sei ein Irrtum gewesen. Das war 1938.« Die Geschichte sei ihr von Manfred »ohne Sentimentalität oder gar Vorwurf gegen Großvater getragen« worden, vielmehr habe er eingestanden, »Großvater habe damals nicht anders handeln können!« Diese Beurtei-

lung empfindet Eri als Entlastung, aber sie äußert, versteckt hinter einer halben Frage, die Meinung: »Wie konnte das alles nur in Deutschland passieren!!« Sie fügt an, in den Südstaaten der USA sei es ja »mit den Vorurteilen gegen Juden und vor allem Neger genauso, aber ... Wie klein ist die Welt! Und diese Leute, auch dieser besagte Herr, sind reizend zu mir!« Eine kleine Welt, in der die Vergangenheit einen stets einholt. Sogar noch im Jahr 2006 erinnert sich ein anderer ehemaliger Schüler, Friedrich Mayer, gern an Fritz als »menschlichen Nazi«. Mayer ist Jude und lebt in den USA. Auch er kann von einem unangenehmen Zwischenfall an seiner damaligen Schule aus ungefähr dem gleichen Jahr erzählen: »Ich war im Hof der Rotteck-Schule und ein Mitschüler nannte mich »Judenstinker«. Den habe ich zusammengeschlagen. Da haben sie mich raufgerufen zum Ludin und natürlich hat jeder erwartet, dass es schlimm für mich ausgeht. »Na, was ist geschehen?«, hat er gefragt und ich habe es ihm erzählt. »Ja, das hätte ich auch getan«, sagte Ludin und ließ mich gehen.«

Es ist der Sommer 1960. Eri und Heiner sind im Aufbruch, denn sie werden sich vor ihrer großen Asienreise noch Nordamerika ansehen. Ein Arzt – natürlich auch jüdisch, wie Eri nicht vergisst anzumerken – impft sie gegen Cholera, Typhus und Paratyphus. Bald darauf sind die beiden auf der Straße und legen Tausende von Kilometern zurück. Eri hat ihrer Mutter geraten, sich eine aktuelle Landkarte von Mexiko zu besorgen, damit sie ihre Reise im Detail nachvollziehen könne. Sie fahren über L. A. in die Wüstenstadt Phoenix, bei 46 Grad Hitze, dann geht es weiter nach Mexico City. Eris Beschreibungen sind voller bunter Bilder und scharfsinniger Beurteilungen des Gesehenen. So vermittelt sie ihrer Mutter in Baden-Württemberg, wie die Neue Welt aussieht und wie sie funktioniert. Den mexikanischen Stierkampf empfindet sie als eine Tierquälerei, die sie fast zum Weinen bringt. Berauscht ist sie von der Kunst der Azteken und Maya und sie fotografiert viel. In Acapulco baden sie und Heiner bei ein-

schüchternd hohen Wellen im Pazifik und in New Orleans stößt ihr die noch immer spürbare Rassentrennung bitter auf. Weiter geht's nach Wyoming in den Yellowstone-Nationalpark mit den Grizzlybären und Wölfen, der berühmt ist für seine Geysire, die ihr Wasser alle sechzig bis neunzig Minuten an die fünfundzwanzig Meter hoch spritzen. Der bekannteste Geysir heißt »Old Faithful«, weil er seine Fontäne besonders zuverlässig ausspuckt.

Warum Erla ihre Briefe nicht mehr mit »deine treue Mumie« unterschreibe?, will Eri sinnigerweise wissen, um sich der Liebe ihrer Mutter zu versichern. Es vergehe kein Tag, an dem sie nicht sehnsüchtig an sie denke, »obgleich's mir doch so gut geht und ich so ungeheuer glücklich bin«. Da ist es wieder, das alte Gefühl, sie dürfe nur glücklich sein, wenn ihre arme Mutter es auch ist, dieses Gefühl, ohne die Mama nicht wirklich existieren zu können, ewiges Kind. Der Psychologe Jürgen Müller-Hohagen nennt das »Bestraftsein auf Lebenszeit«, denn sich ständig unglücklich zu fühlen oder sich gar unglücklich zu machen, gehört seinen Erfahrungen nach zur Struktur von »Täterkindern«.

Eri moniert, dass Erlas Briefe immer viel zu kurz seien, und verlangt nach mehr Details über die Geschwister, die Freunde und das Leben in Tübingen. Jede Einzelheit solle sie ihr schreiben, eben genau so, wie sie es tue, berstend vor Erzähl-drang, mit dem dringenden Bedürfnis, ihre Mutter hautnah an den Erlebnissen teilnehmen zu lassen. »Wenn nur Mumie das alles sehen könnte!«, ruft sie aus, wenn sie mit Heiner etwas Neues entdeckt. Sie macht sich Sorgen, dass Erla zu viel allein ist. Außer der Jüngsten, Andrea, sind alle Kinder aus dem Haus. Ellen arbeitet als Redakteurin beim *Schwäbischen Tagblatt*, Barbel ist in München, Tilman in Südafrika und Malte in Salem. Ja, und Eri ist mittlerweile nach Berkeley zurückgekehrt, wo sie und ihr Mann endgültig ihre Sachen packen. Sie verbringen viel Zeit mit Klaus, einem emigrierten Berliner Juden, der ihnen der »liebste und treueste Freund« ge-

worden ist. Klaus ist in späteren Jahren nach Australien ausgewandert, wo Eri ihn noch gelegentlich anrufen wird, um sich mit ihm über ihren Vater zu unterhalten – in der verzweifelten Hoffnung, er könne sie von ihren Schuldgefühlen befreien. Klaus war von diesen Anrufen unangenehm berührt, nicht nur, weil Eri in solchen Situationen meist nicht nüchtern war.

Schweren Herzens, aber auch aufgeregt, räumen Eri und Heiner ihre nette, kleine Wohnung, die sie ein halbes Jahr beherbergt hat. Es beginnt die kleine Weltreise vor der Rückkehr nach Hause. Über Honolulu und Tokio geht es zunächst nach Kyoto, der ehemaligen Hauptstadt Japans. Die japanischen Sitten faszinieren Eri und sie ist sehr darauf bedacht, die ihr so fremde Etikette am Ort nicht zu verletzen. Sie schickt Erla und Andrea amerikanische Vitamintabletten, die sie noch im Gepäck hat, das wird den beiden guttun, meint sie. Ob Ellen die Lockenwickler erhalten habe, die sie ihr neulich aus Berkeley schickte?

In Manila schenkt Heiner ihr das ersehnte Hochzeitsgeschenk: eine Barockperlenkette. Sie legt sie sofort zu den Cocktails an, die ihr Freund und Gastgeber, seinerzeit an der deutschen Botschaft auf den Philippinen, anlässlich ihres Besuches veranstaltet. Eri unterrichtet Erla über jeden Schritt, klärt sie auf über Distanzen, Einwohnerzahlen, Bräuche, Sitten und Kulturen, als sei sie eine höchst versierte Reiseführerin oder Geographielehrerin; ihre Erzählungen werden nie langweilig und lassen die Mutter in Gedanken mitreisen: Erla ist immer mit im Gepäck. Wie eine Ertrinkende saugt Eri die Eindrücke hastig in sich auf. Sie befindet sich in einem Dauerzustand leichter Erregung, wie herrlich diese Ablenkungen! Bei den diversen Empfängen fühlt sie sich mitunter nicht wohl, weil sie ihre Garderobe unter all diesen eleganten Menschen unangemessen findet. Dabei ist sie so sexy, dass viele der Blicke auf sie gerichtet sind, sexy und charmant, strahlend mit dem ganzen Körper. Es wird viel getrunken, aber sie hält

sich hier zurück, denn bei der drückend schwülen Hitze bekommt ihr der Alkohol noch weniger als sonst. Sie begegnet hochgebildeten, wunderschönen Philippinas mit »atemberaubendem Schmuck. So was habe ich noch nie gesehen! Wir hätten das nie erwartet – man denkt doch immer, ach, die Philippinen. Alle sprechen mindestens perfekt Englisch und Spanisch, meistens mehr.« Es liegt ein Hauch von Erotik in der Luft, nackte Schultern, anmutige Bewegungen, reizende Gesprächspartner, feinstes Essen in üppigen Mengen, exotische Früchte, erfrischende Drinks. Natürlich bekommt sie von den Slums nichts zu sehen.

Und gleich geht es weiter nach Hongkong, Bangkok und Kambodscha, wo die beiden nahezu ehrfürchtig die im 9. und 10. Jahrhundert erbauten Tempel von Angkor bewundern, »wohl das Schönste, was wir je sahen«. Die vorletzte Station vor Frankfurt ist Bombay. Dort kommen sie bei Freunden aus dem diplomatischen Dienst unter. Umgeben von Boy, Butler und Koch stößt ihr die Armut in Indien besonders auf. Beim Abendessen kommt irgendwann das Gespräch auf Erla. Der Gastgeber sagt, unter den vieren am Tisch sei Eri die Einzige, »die eine normale, reizende und wirkliche Mutter habe«. In ihrem Haus in Tübingen »sei man immer herzlich aufgenommen worden, habe das Gefühl gehabt, man sei gerne gesehen, und es sei immer eine warme, selbstverständliche Atmosphäre gewesen«. Natürlich vergisst Eri auch nicht, Erla die weiteren Details zu vermitteln: »Heiner stimmte zu, gab noch manches andere zum Besten und meinte dann, so was sei eben aber auch einmalig. Ich freute mich so sehr darüber und schlug vor, wir sollten auf dich anstoßen, was wir dann auch taten! Da siehst du's mal! Alle lieben dich eben!«

Doch Eris Gefühle sind ambivalent. Die Rückkehr nach Deutschland steht ihr bevor – ihr ist unangenehm bewusst, dass bald der Alltag wieder beginnt. Aus und vorbei die Traumreise, was wird die Realität bringen? Ihre Schwiegermutter Winnie hat bereits »angeordnet«, ihr Sohn möge zunächst

einige Wochen zu ihr nach Hause kommen. Dabei will Eri doch sofort zu ihrer eigenen Mutter, um ihr endlich von Angesicht zu Angesicht alles über ihre Reisen und Abenteuer zu erzählen. Erla solle sich nur gut ausschlafen, ja, gar auf Vorrat schlafen, denn sie würden gewiss immer sehr spät ins Bett kommen, prophezeit sie ihr in einem der letzten Briefe vor dem Rückflug. Allerdings müsse sie jetzt in erster Linie ihrem Mann – ironische Anführungszeichen: »folgen« und der müsse halt zuerst nach Gärtringen zu seiner Mutter. »Mir ist das natürlich sehr schmerzlich! Aber es wird schon alles nett werden, die Hauptsache, es wird und bleibt harmonisch!« Bloß kein Streit, bitte lächeln. Eine andere Sorge drückt sie jedoch viel mehr: »Ich freue mich so unendlich auf dich«, schreibt sie ihrer Mutter, »und hoffe nur, dich in einigermaßen wohlem Zustand vorzufinden.«

In Deutschland ist bereits kühler Herbst und es wird früh dunkel, als Eri und Heiner Mitte Oktober 1960 in Frankfurt landen.

Das wahre Leben

Ein Jahr später komme ich zur Welt. Draußen herrschen winterliche Temperaturen und in der Klinik unhygienische Verhältnisse. Kaum geboren, habe ich schon eine besorgniserregende Erkältung und man muss mir einen Teil des Zungenbändchens aufschneiden, das sich daraufhin entzündet. Auf der Säuglingsstation zu sein, ist ein Schock, die Neugeborenen werden ihren Müttern nur zum Stillen zugeführt. An der warmen Brust meiner Mutter Eri ist es herrlich und ihre weiche Haut streichelt mich in den Schlaf, bis ich wieder hochgerissen und in mein Stationsbettchen gelegt werde. Meinen Vater kenne ich noch gar nicht, denn er war bei der Geburt nicht dabei und lässt sich im Krankenhaus nur für kurze Besuche blicken. Er ist von der fleischlichen Masse Baby ein wenig peinlich berührt und schüchtern unbeholfen mit mir, so ein winziges Lebewesen hat er noch nie auf dem Arm gehalten. Freilich kann ich mich an diese Tage Ende 1961 nicht bewusst erinnern, meiner Mutter bleiben sie noch lange als bedrückende Erfahrung im Gedächtnis, denn sie war den Ärzten und der fremden Situation ohnmächtig ausgeliefert und fühlte sich einsam – so hat sie es wahrgenommen oder zumindest später dargestellt.

Was ist Eri jedoch selig, mich in den Armen zu halten! Ihre Liebe und Bedürftigkeit übergießen mich wie ein Wasserfall und ich bilde mir ein, die Welle, auf der ich getragen wurde, heute noch spüren zu können. Sie ist überglücklich, mich ge-

boren zu haben, und auch stolz, badet mich in ihrer Zuwendung, liebkost mich und gibt mir das Gefühl, erwünscht zu sein – auch wenn mein Erscheinen vielleicht nur äußerlich betrachtet in ihre Lebensplanung passt. Meine Eltern nennen mich Alexandra, weil sich das gut abkürzen lässt. Mit meinem zweiten Vornamen heiße ich Erla und mit dem dritten, Friederike, nach meinem späteren Stiefgroßvater, an den ich mich nicht im Geringsten erinnern kann. »Mein geliebtes Erikind«, schreibt Erla aus Tübingen zärtlich an ihre Tochter, »nun bist du Mutter geworden und hast gewiss ein süßes, gesundes Kindchen zur Welt bringen dürfen. Ist das nicht ein ganz großes Glück und eine Gnade?«

Mir wird also »die Gnade der späten Geburt« zuteil, eine Formulierung, die der spätere Bundeskanzler Helmut Kohl 1984 in einer Rede in Israel als seine eigene Wortkreation zum Besten gab, obwohl sie eigentlich von dem Publizisten Günter Gaus stammte. Eine Gnade ist es in der Tat, in eine Zeit geboren zu werden, die zwar vom Kalten Krieg geprägt, aber relativ friedlich ist. Soeben wurde durch Berlin die Mauer gebaut, die Deutschland bis 1989 geographisch und ideologisch teilen wird. Ja, es ist eine Gnade, kein Kriegskind zu sein, wenn gleich die Destruktivität dieser Zeit in uns Nachgeborenen auf unterschiedliche Weise weiterwirkt.

Meine offenbar nicht ganz ungefährliche Infektion ist bald überwunden und Eri besteigt den Flieger nach Süddeutschland, wo ihre Schwiegermutter Winnie ihr Erholung versprochen hat. Gerade erst eine Woche alt, liege ich bereits im mütterlichen Schoß auf dem Flug nach Stuttgart: Mein geschwächtes Immunsystem hält weiteren feindlichen Einflüssen stand. Eri versucht meine Abwehr zu stärken, indem sie mich zum Mittagsschlaf dick eingemummelt im Kinderwagen auf den Balkon schiebt, obwohl draußen Frost ist. Ich bin lieb und schnorchle in meiner Verpackung brav vor mich hin. Liesel, Winnies rechte Hand, ist über die rigorosen Abhärtungsmaßnahmen meiner Mutter erschrocken und erbarmt sich meiner, spätes-

tens wenn das Näschen der Kälte wegen bereits blau angelauten ist. Die Haushaltshilfe und gelernte Säuglingspflegerin, die – reiner Zufall – aus der Zips in der Hohen Tatra stammt, wird meine Zweitmutter und kümmert sich um mich, als wäre ich ihr eigenes Kind. Sie steht morgens früh um fünf auf, um mir die Flasche zu geben, badet mich und ölt mich ein. Sie zeigt meiner Mutter, wie man mit so einem kleinen Menschen umgehen muss, denn Eri ist als junge Mutter noch völlig unsicher. Liesel duftet köstlich nach einer französischen Seife, und wenn ich heute mit meiner Nase flüchtig ihren Hals berühre, erinnere ich mich dumpf, wie geborgen ich mich seinerzeit bei ihr gefühlt habe.

Eri richtet sich auf eine längere Phase in Gärtringen ein, bis sie und Heiner in Hamburg eine Wohnung gefunden haben. Auf dem Anwesen mit Park geht es gediegen zu, meist sehr formell und der Etikette entsprechend. Für die temperamentvolle Achtundzwanzigjährige hat dieser strenge Rahmen etwas Zwanghaftes und es fällt ihr schwer, sich den festen Zeiten und kühlen Gepflogenheiten anzupassen. In dem riesigen eleganten Wohnzimmer mit den wertvollen französischen Möbeln, dem Paravent und schönen Gemälden an der Wand, dem marmorumrahmten Kamin und dem Blick in den Park fühlt sie sich nicht geborgen. Lieber besucht sie Liesel in der Küche und spricht mit ihr über slowakische Spezialitäten, als dass sie mit Winnie im Esszimmer über den neuesten Gesellschaftsklatsch und den letzten Modeschrei plaudert. Dass sie sehr menschlich war, daran erinnert sich Liesel noch intensiv, ebenso wie an Eris kindlich-zarte Erinnerungen an die Slowakei.

Eris Stiefschwiegervater Erich Kiefer fragt nach, ob ich eigentlich noch am Leben sei, denn ich bin sehr ruhig und schreie fast nie, sodass meine Anwesenheit kaum auffällt. Auch Friedrich Sieburg, Winnies Zweitmann, ist zugegen, eine imposante Persönlichkeit, deren intellektueller Geist und präzise Formulierung Eri gehörig einschüchtern. Er hat wenig Verständnis für

die junge Mutter und es gibt jedes Mal Streit, wenn sie des Stillens wegen zu spät zu Tisch kommt. Ihre spontane Art und ihre Fähigkeit zur Improvisation stoßen auf eine mitunter an Intoleranz grenzende Form vermeintlich korrekten Benehmens. Nur Tröpfe würden sich massieren lassen, äußert Winnie verächtlich gegenüber ihrem Chauffeur, der sich nach einer langen anstrengenden Autoreise gelegentlich eine Behandlung gönnt. Für »Tröpfe« hat Winnie wenig übrig: Sie kennt kein Jammern und Klagen und so lässt sie auch keine Schwächen ihrer Schwiegertochter oder ihres Sohnes unkommentiert.

Erla kommt zu Besuch auf das Anwesen und die beiden ungleichen Großmütter lassen sich gemeinsam mit mir auf dem Arm ablichten: Eris Mutter in bescheidener, aber schöner Aufmachung und zurückhaltenden Gemüts, Winnie wie immer schick gekleidet und diabolisch aufreizend, mit einem Blick, der ebenso viel versteckte Unsicherheit wie freche Arroganz verrät. Was die eine an liebenswert unorganisierter, innerer Eleganz anbietet, ist bei der anderen ein bewundernswertes Maß an Disziplin und kultivierter Perfektion. Man kommt miteinander zurecht, aber die Beziehungen sind nicht herzlich. Eri ist zwischen den Welten zerrissen. Sie ist ihrer Mutter gegenüber vollkommen loyal, will aber auch der Schwiegermutter mit ihren hohen Ansprüchen genügen – ein Spagat ohne entsprechende gymnastische Voraussetzungen. Eris Mann ist oft nicht zugegen, um sie in Schutz zu nehmen, wenn Winnie sie mit scharfer Zunge zurechtweist, denn er arbeitet in Hamburg, jetzt als Rechtsanwalt unter anderem für die Wochenzeitung *Die Zeit* und für das Magazin *Stern*.

Erla macht sich Sorgen, weil nicht nur Eri ein sehr nervöser Mensch ist, sondern auch ihr Mann, in jenen Tagen rauchen und trinken beide zu viel und schlafen zu wenig. Während der Schwangerschaft hat sie ihre Tochter ermahnt: »Du bist es deinem Ungeborenen schuldig, dass du ruhigen ausgeglichenen Gemüts bist.« Erla weiß, wovon sie spricht, denn sie war ja selbst nie ruhigen Gemüts, wenn sie ihre Kinder unter dem

Herzen trug. Zurück in Tübingen lädt sie ein älterer Herr zum Essen ein, der früher im Auswärtigen Amt tätig war und Hanns Ludin gut kannte. Erla beschreibt ihrer Tochter diese Begegnung mit einer Beiläufigkeit, die an Ahnungslosigkeit oder stoische Ignoranz grenzt: kein Wort über die Rolle des Auswärtigen Amtes während des Dritten Reiches, nicht auch nur eine Andeutung davon, dass ihr Gastgeber auch Nationalsozialist gewesen ist. Natürlich fällt auch kein Wort über die Opfer. Aber wie sollte es auch anders sein: Die meisten dieser Herren, die damals im auswärtigen Dienst tätig waren und die Vernichtung der Juden auf dem Gewissen haben, sind im Nachkriegsdeutschland schon längst rehabilitiert. Hanns Ludin starb wegen seiner Vergehen in der Slowakei am Galgen, Männer wie Ernst von Weizsäcker, verantwortlich für Deportationsanweisungen in ganz Europa, stehen heutzutage fast als Widerstandskämpfer da.

Meine Eltern ziehen nach Hamburg um und mein Vater macht weiter Karriere. Eri ist viel mit mir allein zu Hause und öfter unpässlich. Nicht selten legt sie sich tagsüber hin, und gäbe es nicht mich, würde sie wohl sogar länger als nötig liegen bleiben. Sie fühlt sich permanent überfordert, und selbst wenn sie nachts schlafen kann, wacht sie morgens selten erfrischt auf. Oft fühlt sie sich zerschlagen, besonders, wenn sie schlecht geträumt hat. Ist sie allerdings auf, beschäftigt sie sich eifrig damit, alltäglichen Handlungen das Gewand vermeintlicher Berufstätigkeit überzustreifen. Ihre zunehmend hektischer werdenden Aktivitäten bekommen eine Bedeutung und Wichtigkeit, die ihre ständige Erschöpfung zu rechtfertigen scheinen. Mit ihrem emsigen Treiben überspielt sie die innere Leere, die sich durch das Verdrängen der schmerzhaften Erfahrung breitgemacht hat. Es verhindert auch intensive Gespräche mit ihrem Mann, der diese Auseinandersetzungen allerdings, wenn auch von der Flüchtigkeit seiner Frau irritiert, nicht konsequent genug einfordert. Allein der Alkohol am Abend kann ihre Hektik dämpfen.

Hausfrau und Mutter will Eri sein, sie stürzt sich mit Wucht in diese Rolle und spielt sie für ihre Außenwelt perfekt. Die Wohnung ist elegant eingerichtet und dank einer Haushaltshilfe sehr gepflegt, kein Staubkorn ist auf den Fayencen, den Silbertablets oder Beistelltischchen zu finden. In Momenten der Selbsterkenntnis fühlt sie sich gefangen, doch sie schiebt es dann auf den Rahmen, den ihr Ehe und Mutterschaft setzen.

Selbst wenn es öfter Streit und Spannungen gibt, verstehen Eri und Heiner sich in diesen Tagen ausgesprochen gut. Sie kocht immer vorzüglicher und die beiden haben stets viel Besuch von interessanten Leuten aus der literarischen Welt und den Medien. 1962 stirbt Heiners Stiefvater Erich und seine Mutter Winnie heiratet im Jahr darauf endlich ihren langjährigen Geliebten Friedrich Sieburg. Ich bin gelegentlich ohne meine Eltern auf dem großmütterlichen Anwesen in Gärtringen, versorgt von Liesel. Sieburg schreibt seine Feuilleton glossen, in denen er seine Gedanken zum Lauf der Zeit notiert. »Fast zu ernst« betitelt er eine Geschichte, in der ich als Zweijährige die Hauptrolle spiele und ihm gebannt beim Schreiben zusehe oder mich fasziniert an seinen Büchern und Heften im Regal zu schaffen mache: »Gern sitzt sie im großen Sessel und studiert Zeitschriften, auch solche ohne Bilder, so jüngst eine periodische Druckschrift über Fragen des Steuerrechts, von der sie besonders durch ihre Zahlenkolonnen und statistischen Rubriken angezogen wird«, schreibt Sieburg, der mich für mein Alter offenbar zu ernst findet. An einem gewissen Punkt habe ich die Bücher dann aber derbe fallen gelassen und bin wortlos aus dem Haus geschritten, mein rotes Lodenmäntelchen wippend im Wind.

Prägende Erinnerungen habe ich auch an meine Besuche bei Erla in Tübingen. Da war alles viel bescheidener als im feinen Gärtringen, ich habe mich jedoch umso wohler und geborgener gefühlt. Das, was meine Mutter immer spießig fand, war für mich so etwas wie ein Hort der Sicherheit, man könnte

auch »Heimat« sagen: Die schönen alten Möbel, die Bücher und natürlich vor allem Erla selbst dufteten vertraut und die geordnete Unordnung verbreitete eine gemütliche Atmosphäre. Morgens bin ich zu Erla ins Bett gekrochen und habe mit ihr gekuschelt, und sie nahm sich viel Zeit für mich, ihr erstes Enkelkind.

1964 komme ich in Hamburg in den Kindergarten. Eri begegnet dort der Witwe Carola, die beim *Stern* arbeitet. Carola ist in Trauer und fühlt sich von Eris liebenswürdiger, offener Art sehr angesprochen. Eri kann sich in sie gut hineinversetzen und bietet ihr Unterstützung an. Die beiden Mütter sprechen viel miteinander über den traurigen Tod von Carolas Mann und über das zu frühe Sterben an sich, dabei stoßen sie auf ihre unterschiedlichen Väter: Carolas Vater war im Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Eri erzählt ihr von der Hinrichtung ihres Vaters, sie beharrt darauf, Hanns sei zu Unrecht gestorben, und wiederholt, was in der Familie Sprachregelung ist – dass die kommunistischen Tschechen nach dem Krieg einen propagandistischen Prozess geführt und an Ludin stellvertretend Rache für die Deutschen genommen hätten. Carola, von dieser Haltung befremdet, erwidert nüchtern: »Es wird schon einen Grund dafür gegeben haben, dass man deinen Vater verurteilt hat.« Eri ist von solchen Aussagen unangenehm berührt, aber sie nimmt das Carola nicht übel. Sie vertraut ihr sogar an, dass die Ehe ihrer Eltern nicht gut gewesen sei, und Carola hat den Eindruck, Eri identifiziere sich stark mit ihrer Mutter. Trotz unterschiedlicher Standpunkte bleiben sie befreundet. Erst später hat Carola sich gefragt, ob Eri wirklich eine Freundin im eigentlichen Sinne gewesen ist, denn sie gab sich gegenüber allen Menschen in ihrer Umgebung so freundlich, ohne wirklich jemanden an sich heranzulassen. War sie zu einer tiefen Freundschaft überhaupt fähig?

Unterdessen beklagt auch Heiner »diese entsetzliche Kontaktlosigkeit, die zwischen uns mehr und mehr Platz greift«. Er gesteht zwar ein, selbst oft angespannt, überarbeitet und

nervös zu sein, doch der »hektische Tätigkeitsdrang« seiner Frau strengt ihn zusätzlich an. Das Ruhebedürfnis der beiden bleibt ungestillt. Ich stelle als weiterer quirlicher Störfaktor meine kleinkindlichen Ansprüche und zerze an ihren dünnen Nerven. Immerzu haben sie Besuch, Eris Schwestern Ellen und Andrea arbeiten mittlerweile auch in Hamburg und sehen öfter herein. Die einstige Bewunderung der jüngeren Schwestern für Eri schlägt allmählich in Abneigung um – sie haben es satt, in ihrem Schatten zu stehen. Eri bevormundet sie noch stärker als früher und fordert gar Heiner auf, in ihrer Abwesenheit erzieherischen Einfluss auf die Jüngste, Andrea, zu nehmen. Ellen muss das von Winnie vererbte Chiffon-Jäckchen tragen und soll sich bei den Empfängen eloquent und charmant geben, so will es die Hausherrin. Keinesfalls soll eine ihrer Schwestern sie vor der klugen Gesellschaft blamieren.

Im Sommer fährt Eri mit mir neuerdings wochenlang auf die dänische Insel Fanø, während Heiner allein in Hamburg bleibt und schuftet. Meine Eltern beginnen, getrennte Leben zu führen, allerdings schreiben sie sich viel, jeweils den Umgang des anderen eifersüchtig bewachend. Gelegentlich hat Eri schon einige Gläser Wein getrunken, wenn sie ihrem Mann schreibt. In solchen Momenten ist sie besonders zärtlich. »Aber nicht, dass du denkst, meine Sehnsucht resultiere nur aus dem Alkohol. Ich vermisse dich halt ab und zu ebenso intensiv, wie ich dich oft zum Teufel wünsche.« Da ist sie wieder, ihre Unfähigkeit, zwei zueinandergehörende Seiten zusammenzubringen, die guten und die schlechten. Sie bittet ihren Mann wiederholt, länger als nur das gelegentliche Wochenende auf die Insel zu kommen, denn sie hungert nach Zärtlichkeit und Anerkennung. Derweil darbt Heiner junggesellenhaft in der gemeinsamen Hamburger Wohnung und sehnt sich nach ihr. Er kocht sich kleine Gerichte, wäscht seine Wäsche und pflegt gar die Blumen auf dem großen Balkon mit Blick auf die Hamburger Alster.

Zwischen meinen Eltern gibt es eine verspielte Form der

Liebkosung, die sich um Vögel dreht. Auf Briefumschläge und Zettelchen malen sie sich Vögelchen. Diese Vögel weinen manchmal große Kullertränen, planschen im Meer oder fliegen freudig durch die Luft. »Alle Vöglein fliegen hoch« spielt meine Mutter mit mir und dann strahle ich und juchze voller Vergnügen. Ist mein Vater bei uns, legt sie bei Tisch ihre geballte Faust in seine Hand: Vögelchen im Nest. Die beiden sind wie Kinder, voller ungestillter Bedürfnisse aus frühen Tagen, denn schon ihre Mütter waren in Bezug auf Gefühle von früh an auf Magerkost. Beide können die Wünsche und die Sehnsüchte, die sie im anderen auslösen, nicht erfüllen. Wenn einer abreist, sind sie beide traurig, gleichzeitig auch ein bisschen erleichtert, weil das Zusammenleben schon ohne ständigen gesellschaftlichen Betrieb anstrengend genug ist. In den kommenden Jahren wird Eri ihre Aufenthalte im Ausland häufig gegen Heiners Willen verlängern. Der dringend nötigen Erholung wegen.

Für mich muss es damals schön gewesen sein, meine Mutter ganz für mich allein zu haben – wir schlafen lange aus, holen gemeinsam Brötchen und frühstücken ausgiebig im Garten des für den Sommer gemieteten Häuschens. Andererseits vermisste ich meinen Vater und identifiziere mich mit ihm: Ich versuche, wie ein Mann »ein Bächle« ins Klo zu machen, was zu sehr ulkigen Verrenkungen über der Schüssel und natürlich zu einer kleinen Pfütze auf dem Badezimmerboden führt. Eri nutzt meinen kindlichen Kummer über seine Abwesenheit, um ihn zu drängen, sie nicht so lange allein zu lassen: »Was soll ich deiner Tochter sagen, wenn sie mich ständig nach dir fragt?«, schreibt sie ihm. Das sind die Vorboten späterer Instrumentalisierungsversuche. Er möchte zwar gern kommen, hat aber zu viel Arbeit und sieht sich den vielen Besuchern nicht gewachsen. Im Grunde will er mit seiner Frau allein sein, und obwohl sie dieses Bedürfnis verbal erwidert, lädt sie immer wieder neue Leute ein. Sie mag nicht allein bleiben, je mehr Bewegung, umso besser.

Auch unsere Freundin Monika kommt häufig mit ihrem Mann und ihrer Tochter, die nur ein Jahr älter ist als ich. Mit der tobe ich viel herum und natürlich schlafen wir oft lange nicht ein, weil wir noch auf dem Bett herumhopsen und uns kichernd unterhalten. Einmal habe ich zu fortgeschrittener Stunde, als die Erwachsenen noch trinkend und diskutierend die laue Sommernacht genießen, den wie ich finde hervorragenden Einfall, die Wäsche meiner Mutter zu waschen. Alles, was mir dreckig vorkommt, landet im Waschbecken, selbst Eris feine Flanellhose. Mit meinen kleinen Kinderhändchen knete ich die nasse Masse eifrig und voller Zuversicht ob des zu erwartenden Lobs. Erwartungsgemäß verursache ich eine mittlere Überschwemmung, und als Eri das Malheur entdeckt, ist sie zunächst außer sich vor Wut. Mein Stolz, ihr so tatkräftig unter die Arme gegriffen zu haben, sackt unter ihren zornigen Worten in sich zusammen. Freilich richte ich noch anderen Unfug an und zerpflücke ihre verhassten Zigaretten in winzige Stückchen. Das gibt abermals ein Donnerwetter. Monika, ganz von jenen sanften Erziehungsmethoden überzeugt, die damals im Kommen sind, ist erschrocken, wie unverständlich, ja fast ein bisschen rigoros meine Mutter auf meine Experimente reagiert. Ich lasse mich von Eris Ausbrüchen zwar beeindrucken, habe es befriedigenderweise aber fertiggebracht, ihre volle Aufmerksamkeit zu bekommen.

Ihre Haushaltshilfe, eine waschechte Hamburgerin mit dem Kosenamen Beyo, ist mit in Dänemark und erzählt eines Abends weinselig über ihre Erfahrungen als zwanzigjähriges Mädchen während der Bombenangriffe auf Hamburg. Meine Mutter hört geduldig und emphatisch zu, lässt das Thema aber nicht an sich heran. Ihre eigenen traumatischen Erlebnisse aus dieser Zeit gibt sie nicht preis.

Kaum ist Heiner endlich wieder für ein paar Tage bei uns, stirbt im Sommer 1964 plötzlich sein intellektueller Ziehvater Friedrich, nach seinem leiblichen Vater und Erich nun der dritte wichtige Mann in seinem Leben, den er verloren hat.

Heiner und Eri lassen alles stehen und liegen und reisen sofort ab, um Winnie in ihrer Trauer zu unterstützen. Der Tod in Eris naher Umgebung nimmt sie stark mit und wühlt sie auf. Es kommen überwältigende Gefühle hoch, die sie jedoch nicht mit ihrem eigenen Vater in Verbindung zu bringen weiß. Monika bleibt da und passt im dänischen Häuschen auf mich auf. Ich meine mich zu erinnern, dass das angenehm war, denn anders als Eri ging Monika stets sehr behutsam auf mich ein. Als ich schon etwas größer war, habe ich Monika und ihre Kinder gelegentlich an Wochenenden besucht und schloss mich sonntagnachmittags hartnäckig ins WC ein, weil ich nicht nach Hause wollte. Erst das Versprechen, die Schallplatte mit der Musik von der Wiener Hofreitschule zu bekommen, oder andere Verheißungen haben mich dann aus dem Lokus gelockt.

Obwohl ihre Ehe bereits starken Belastungen ausgesetzt ist, wird Eri aufs Neue schwanger. Überhaupt haben die Spannungen zugenommen, auch mit der süddeutschen Familie; nichts verläuft mehr so harmonisch, wie man es gern hätte. Meist geht es darum, dass die Schwestern sich gegen Eris Übergriffe zu wehren versuchen. Erlas Söhne Tilman (in Südafrika) und Malte (mittlerweile in Berlin) spielen in dem dynamischen Prozess unter den fünf Frauen – Erla und ihre vier Töchter – eine Außenseiterrolle. Malte studiert Politikwissenschaften und Heiner fordert ihn auf, sich mit seinem Vater zu beschäftigen. Er solle doch mal im Auswärtigen Amt nachsehen, was dort an Dokumenten liege. Malte tut dies, aber er ist noch nicht bereit, sich mit den ungeschminkten Fakten auseinanderzusetzen. Die Studenten in Berlin sind politisch schon sehr rege, seinen Vater, an den er sich gar nicht erinnern kann, weil er zum Zeitpunkt der Verhaftung noch viel zu klein war, bezeichnet er geradeheraus als Nazi-Verbrecher, die persönliche Tragweite dieser Kategorisierung spürt er noch nicht. Mit seiner Mutter kann er dieses Thema kaum kritisch diskutieren, denn das würde sie sofort zu unterbinden wissen. Sich dieser

Seite der Familiengeschichte offensiv zu nähern, erzeugt eine Form moralischer Erpressung – man tut angeblich Unrecht: eine völlige Verkehrung des Sachverhalts.

Einen Tag vor der Geburt meines Bruders, im Sommer 1965, schreibt Erla ihrer Tochter nach einer Nacht »voll bitterer Gedanken« einen Brief. Sie ist empört, weil Eri ihr in einem Telefongespräch vorgeworfen hat, »man könnte meinen, du seist im Wochenbett und nicht ich«. Erla hat über alltägliche Müdigkeit geklagt und angekündigt, erst später als vereinbart nach Hamburg zu kommen. Daraufhin hat Eri ihre Geschwister beschimpft, die schließlich auch einmal zurückstecken und Erla entbehren könnten, nun da sie ihre Mutter so dringend brauche: der ewige Vorwurf, man kümmere sich nicht genügend um sie. Und dann hat sie sogar noch einen draufgesetzt und von Erlas »feigem Verstellen vor der Wirklichkeit« gesprochen, gerade so, als sei sie der einzig realitätsnahe Mensch. Das hat ihre sonst immer so beherrschte Mutter aus der Fassung gebracht – nur Eri schafft das. Erla ist ihrer Tochter rhetorisch nicht gewachsen und lässt die harten Hiebe unerwidert. »Was ich mache, wie ich es mache, es ist immer alles schlecht und falsch und spießig, darum ist es vollkommen hoffnungslos mit uns beiden«, schreibt sie verzweifelt. »Du hast eine Mutter, die du in allem und jedem ändern möchtest, da das nicht geht, wird unser Zusammensein nur unerträglich und ich bin dir immer mehr unsicher. Dabei lieben wir uns doch und ich glaube, nicht nur ich dich.« Der Psychoanalytiker Dierk Juelich hat dieses Dilemma so beschrieben: »Wenn in der Beziehung zwischen den Generationen immer nur eine fragmentierte Wahrnehmung des jeweils anderen zugelassen wird, gleichzeitig aber die unabweisbare Realität der ausgeblendeten Anteile besteht, entsteht daraus die Struktur einer Als-ob-Beziehung. Sie ist durch ein Gefühl der Enttäuschung charakterisiert, weil in solcher Beziehung nur für eine durch Verleugnung und Abspaltung fragmentierte Persönlichkeit Anerkennung zu bekommen ist.«

Während der Brief von Baden-Württemberg nach Hamburg reist, wird mein Bruder geboren – mitten hinein in den Weltkrieg der Frauen. Eri nennt ihn nach ihrem Vorfahren Jung-Stilling Johann Heinrich und freut sich, dass es ein Sohn ist. Noch im Wochenbett antwortet sie ihrer Mutter. Der Ton ist sachlich, auch wenn sie mit direkten und indirekten Vorwürfen nicht hinter dem Berg hält. Warum, fragt sie, könne ihre Mutter den schon lange vereinbarten Termin nicht einhalten? Und was die Geschwisterbeschimpfung betreffe: Sie, Eri, sei »heilfroh, wenn ich nicht immer die Verpflichtung verspürte, dies oder jenes sagen zu müssen, sondern in angenehmer Wurschtigkeit versinken könnte«. Das sei von Erla doch ein kindliches und ichbezogenes Verhalten! Und dann sagt sie etwas, was für die Beziehung zwischen Mutter und Tochter von Bedeutung ist: »Es widerstrebt mir auch, dich immer, wie so viele andere auch, schonungsvoll und mitleidig zu behandeln, dafür bist du mir wahrhaftig zu viel wert, und ich finde, du verdienst nicht, nur mit Mitleid und Schonung behandelt zu werden, für so schwach kann ich dich nicht halten. Ich habe mir auch schon überlegt, ob ich dich vielleicht nur nicht schwach finden will, um nicht meine Achtung vor dir einzubüßen (denn schwache Menschen achtet niemand), aber das stimmt einfach nicht. Du bist nämlich gar nicht schwach, das hast du in bestimmten Situationen oft genug bewiesen – du bist nur eben wirklich verwöhnt und zwar nicht, wie du offenbar verstanden hast, von einem Mangel an Schicksalsschlägen, sondern von Menschen. Meiner Meinung nach bist du von Kindheit an von Menschen umhegt worden, die immer nur versuchten, alles Unangenehme von dir fernzuhalten und abzunehmen. Wahrscheinlich, weil du so ein schöner und liebenswürdiger Mensch bist, in allem anständig und gut, aber sehr »empfindsam«. Jeder musste dich schützen. Aber dadurch hat dich nie jemand als fähigen Menschen behandelt, bis du selber glaubtest, du seiest unfähig und energielos. Und nach 1945, als du zum ersten Mal allein auf dich gestellt dastandest,

warst du gar nicht gewappnet und entwickelt für das »wahre Leben«, und daher ging alles so weiter wie bisher, jeder sagte: »Das arme Erlachen, man kann ihr das unmöglich sagen, sie hat schon genug um die Ohren« (was du ja auch hattest!). Und dabei könntest du so viel mehr. Ich glaube einfach nicht, dass du dich nicht mehr ändern kannst, wie du immer behauptest. Dann würdest du ja stagnieren. Du bist bestimmt bis ins hohe Greisenalter »entwicklungsfähig«!!! Ich glaube fast, dass ich bei all meiner – von dir als Pessimismus empfundenen – Kommisslosigkeit und Intoleranz mehr Glaube an die Fähigkeiten und Möglichkeiten meiner Nächsten habe als du.«

Was kann Erla auf diese Behauptungen erwidern? Wie soll sie sich ändern? Was wirft ihre Tochter, vom »wahren Leben« schwadronierend, ihr eigentlich vor? Erla schweigt und lässt die Sache auf sich beruhen. Es hat sowieso keinen Sinn, mit Eri zu streiten, denn die gegenseitigen Vorwürfe nehmen dann kein Ende. Keine der beiden Frauen merkt, dass sie mit ihrem Gezanke Randgefechte austragen, die verhindern, dass sie sich mit dem eigentlichen Thema befassen, welches zu sehr wehtut, um es anzurühren: Hanns Ludin.

Als Erstgeborene bin ich eifersüchtig auf den kleinen Johann Heinrich, der viel schreit und mir die ohnedies nur sporadische Aufmerksamkeit der Mutter stiehlt. Erla hat sich dem Willen ihrer Tochter gebeugt und kommt nun doch früher, als ihr lieb ist. Sie will Eri Erleichterung verschaffen und ihr »dienstbarer Geist« sein. Eri habe eben einen Verantwortungskomplex, weil sie die Älteste sei, sagt ihr eine Schwester. Alles wolle sie nach ihrer Elle messen: »Du glaubst, dass Toleranz Schwäche sei und berücksichtigst dabei nicht genug, dass man Menschen nicht in eine einzige, eben vielleicht dir gemäße Form pressen kann.« Es sei zudem nicht akzeptabel, der Mutter falsche Erziehungsmethoden, Schwäche und Dummheit vorzuwerfen, gewiss habe Erla Fehler, aber man müsse sie doch bestärken, anstatt sie fortwährend zu entwerten. Was sie, Eri, für Ehrlichkeit halte, sei nichts weiter als Intoleranz! Aus

jeder Fliege mache sie einen Elefanten und versteige sich auf Nichtigkeiten, alles sei Übertreibung. Dieses Phänomen der aufgebauchten Nichtigkeiten hat der russische Schriftsteller Dostojewski im »Jüngling« beschrieben: »Es ist erstaunlich, wie viele nebensächliche Gedanken in einem auftauchen können, gerade wenn man durch irgendeine furchtbare Nachricht ganz erschüttert ist, die, wie man eigentlich meinen sollte, alle anderen Gefühle ersticken und alle nebensächlichen Gedanken verscheuchen müsste, besonders die kleinen – aber gerade diese sind dann die zudringlichsten.«

Unerträglich bis tyrannisch ist Eri zeitweilig, kontrollierend und davon überzeugt, alle müssten so empfinden und denken wie sie. Das ist die eine Seite. Die andere ist die faszinierende, schillernde, warmherzige und unkonventionelle. Erika und Erica: Mal hat die eine, mal die andere das Sagen. Deshalb muss man beide Personen in der einen Eri gern haben, auch wenn sie ihre Umwelt oft auf die Palme treibt. Ihre Schwestern haben sich mittlerweile von ihr emanzipiert, nur Erla bleibt in dieser unheilvollen Interdependenz mit ihrer ältesten Tochter.

Neben Fanø im Sommer ist das österreichische Serfaus im Winter dazugekommen. Erica lässt ihren kleinen Sohn Anfang 1966, er ist gerade ein halbes Jahr alt, in Gärtringen bei Liesel und reist mit mir in den Tiroler Skiort. Sie fühlt sich am Ende ihrer Kräfte und hat genug von ihrem allerdings immer interessanteren Hamburger Leben. Am liebsten würde sie mit ihrer Mutter in trauter Zweisamkeit nach Teneriffa zum Schwimmen fahren, damit die beiden sich regenerieren könnten – gerade so, als wären sie krank, alt oder gebrechlich. Anstelle von Erla habe nun ich das Privileg. Inzwischen bin ich vier Jahre alt und schon recht »vernünftig«; meinen Eltern mache ich durch sprachgewandte Wortverdrehungen viel Freude. Und natürlich finde ich es fabelhaft, meine Mutter mal wieder ganz für mich zu haben, obwohl ich im Skikindergarten den großen Teil des Tages auf mich gestellt bin.

»Ich war einfach in grässlicher Depression und bin sicher, dass es nur völlige Erschöpfung war, nicht nur körperlich, sondern auch seelischer Art«, schreibt Eri ihrem Mann beschwichtigend nach Hause. Sie hat sich gut erholt, ist heiter und gesellig. Das Skifahren macht ihr große Freude, dank ihrer frühen Schulung in der Hohen Tatra beherrscht sie es vorzüglich. In ihrem modischen Schneeanzug mit Kapuze und schicker Brille, von Sonne und Wind gebräunt, genießt sie die Blicke, die man ihr hinterherwirft. Wenn sie nicht mit irgendwelchen Herrschaften im Hotel zu Abend speist (sie: was für »abstoßende Deutsche« dort sind!) und plaudert, liest sie Unmengen von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, besonders gern den *Spiegel*, den sie über die Freundschaft mit dem Herausgeber Rudolf Augstein entdeckt hat. Während ihrer zeitweiligen Trennung von Heiner fliegen allerhand Vögelchen zwischen dem Paar hin und her, mitunter sehen sie aber recht müde oder enttäuscht aus. Eri genießt es, ihre eigene Herrin zu sein, denn vor dem »gemeinsamen Kampf mit den Alltagsproblemen« hat sie Angst, vor Schicksalsschlägen sogar eine panische Furcht. Sie findet es mitunter gar nicht so unangenehm, ohne Heiner zu sein, denn der Abstand führt ihrer Meinung dazu, dass er weniger schlecht gelaunt und viel lieber zu ihr ist. Er soll lieb zu ihr sein und Geduld mit ihr haben. Er soll sie halten und beschützen, verwöhnen und versorgen, sie fordern und – in Ruhe lassen. Da sein soll ihr Mann, aber auch weg. Im Grunde weiß sie gar nicht, was sie will, denn sie hat es nicht gelernt, für sich zu sorgen.

Manchmal schickt sie Heiner nach einer etwas zu überschwänglichen Nacht mit netten Leuten im Hotel eine, wie er sagt: »ausführliche Kotz-Berichterstattung«, die er belustigt, aber auch milde besorgt, kommentiert. Seine Ermahnungen, sie möge doch endlich entspannen und zu sich kommen, laufen ins Leere. Er selbst aber gönnt sich auch keine Ruhe und stürzt sich immer mehr in die Arbeit. Wenn Eri lange weg ist, trifft er ab und zu eine Freundin, das schürt bei seiner un-

sicheren Frau größte Eifersuchsgefühle und die Angst, verlassen zu werden. Gefühle, die er nicht ausräumen kann. Doch wenn wir mal alle zusammen sind, verbringen wir als traute Familie herrliche Tage in Serfaus.

Ich spiele im Schnee, baue Iglus und versuche meiner Mutter beim Skifahren nachzueifern, was zu einigen Lachern führt. Bald fühlt sie sich stabil genug, um ihr früheres Kindermädchen Gretele mit Mann und Tochter nach Serfaus einzuladen. Mit Heinz kann sie ohne Unterlass reden – über Gott und die Welt: Ihre Gespräche sind intensiv und anregend, beide beherrschen im vertrauten Kreis von Familie und Freunden die Konversation, die anderen sind zum Zuhören verdammt; hinter ihrer egozentrischen, scheinbar robusten Persönlichkeit verstecken sich indes schüchterne, fast ängstliche Wesen. Eri war schon als Teenagerin sehr von Greteles Partner beeindruckt, sie fühlt sich ihm verbunden, ohne benennen zu können, was sie an ihm so anzieht. Er hat im Krieg Grausames erlebt, Dinge, die ihn weiter quälen, ohne dass er je viel darüber spricht. Er trinkt. Er trinkt viel. Wenn die Nacht lang und die Unterhaltung rauschend ist, trinkt Eri mit. Neuerdings berichtet sie gelegentlich von »break-downs« – dann streikt ihr Kreislauf und sie ist zu zerschlagen, um auf den Beinen zu bleiben. Bettruhe ist dann notwendig. Aber schlafen kann sie nicht, also nimmt sie ein Schlafmittel ein. Sie ist zwar gereizt, wenn ich sie wecke, steht dann aber auf und ist meist zärtlich mit mir.

Wieder zurück in Hamburg, bekommen wir ein Kindermädchen, es heißt Gerburg und ich hänge an ihr, weil sie sich so intensiv mit mir beschäftigt: Wir basteln und malen zusammen, sie liest mir vor und begleitet mich, als ich den Freischwimmer mache. Ich erinnere mich, dass sie ungeheuer prude auf mich wirkte, sie hatte ein blasses, nichtssagendes Gesicht und lange helle Haare, die sie zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte. Sie war eine insgesamt völlig unscheinbare Gestalt, aber sehr zuverlässig und gradlinig. Gerburg ist für Eri eine große Entlastung und so darf sie im Sommer mit nach Dänemark kommen.

Eri erhält gelegentlich Post von einem Architekten, den sie und ihr Mann bei Winnie kennengelernt haben. Sie erkundigt sich manchmal interessiert bei Heiner, ihrem »Herrn und Meister«, wie es dem Architekten gehe, was er zu diesem und jenem politischen Ereignis gesagt habe. Er hat es ihr offenbar ein wenig angetan.

1967 ist ein aufregendes Jahr. Im Sommer ist in Israel der Sechs-Tage-Krieg ausgebrochen, die Medien warnen vor einem neuen Weltkrieg. Eri verfolgt die Ereignisse gebannt, sie identifiziert sich mit den »erstaunlichen Israelis«, die die Araber lächerlich machten und kläglich in die Flucht schlugen. Eri träumt, wir Kinder wären außer Haus und sie verbrächte ein Schäferstündchen mit ihrem Mann: »Ich kochte dir was Feines, tränke mit dir Elsässer Wein, ließe mir erzählen, was du erlebt hättest tagsüber, fragte dich einfältig übers politische Tagesgeschehen aus und kraulte dich ausgiebig beim Krimi«, schreibt sie ihrem Heiner sehnsüchtig, der wieder in den USA beruflich unterwegs ist. »And how about Israel?«, fragt sie ihn.

Die rasanten Entwicklungen im Nahen Osten sind begleitet von den Studentenunruhen in Deutschland. Die Proteste richten sich unter anderem gegen die Elterngeneration, die sich mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit nicht auseinandergesetzt und nach dem Krieg wieder munter Karriere gemacht hat. *Der Spiegel* – von solchen Karrieristen selbst nicht frei – berichtet ausgiebig über die politischen Ziele der Studenten und Augstein erklärt seinen Lesern »Warum sie demonstrieren«. Der *Spiegel*-Herausgeber fragt: »Warum gibt es keinen Bundestags-Politiker, der den Leuten sagt, dass der Kommunismus in einem Teil Deutschlands Realität geworden ist, und dass wir nun zu wählen haben: entweder Trennung (was die meisten vorziehen würden) oder gesellschaftspolitische Konzessionen (die auch nur auf Umwegen etwas bewirken könnten)?« Eri sympathisiert mit der Bewegung, doch die Berichterstattung geht ihr zunehmend auf die Nerven: »Alles ist Krampf und

unbewältigte Vergangenheit, ich mag's einfach nicht mehr, es ist zu langweilig, zu wichtiguerisch.«

Während draußen Benno Ohnesorg stirbt, die Studenten sich vor die Wasserwerfer stürzen und den Schah von Persien mit Tomaten bombardieren, legt Eri sich immer häufiger ins Bett und zieht die Decke über den Kopf. Außen Bewegung, innen Stillstand. Morgens kommt Eri kaum aus dem Bett, oft muss mein Vater mich vor seinem Gang ins Büro in den Kindergarten bringen und meinen Bruder wickeln, und das, obwohl er beruflich unter großem Druck steht. Er ist leicht reizbar. Wer zu Besuch kommt, hat an Eris Bett zu sitzen und ihren Sorgen zu lauschen. Zwischendurch schläft sie, oft geplagt von bedrohlichen Träumen. Johann Heinrich, gerade zwei Jahre alt, strahlt sie manchmal direkt an und fordert: »Mammie, lachen!« Dann lächelt sie ihn gerührt an, das Gesicht leicht verschwiemelt, und beginnt gleich darauf zu weinen. Es macht sie traurig, ihrem Kind wehzutun.

Ihre periodischen Ausfälle gehen zum Glück vorüber. Sie ist dann wieder äußerst aktiv und quirlig, kocht fantastische Essen für illustre Gesellschaften, ist eine bezaubernde, charmante Gastgeberin und eine aufregend attraktive Frau. So mancher der Geladenen macht ihr schöne Augen. Eris Lieblingslied ist Frank Sinatras »Strangers in the Night«, sie hört es bei jeder Gelegenheit, aber auch Herb Alpert ist ein Renner. Als der Philosoph Ernst Bloch in Hamburg ist, nehmen die Freunde Eri zum Essen mit – darunter Augstein und der Journalist Günter Gaus. Eri ist von dem alten Bloch, der mit achtzig gerade den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten hat, zutiefst beeindruckt. Von Rudi Dutschke auf einer öffentlichen Kundgebung hingegen weniger – er habe viel zu lange und nicht sehr präzise gesprochen, es sei unerfreulich und depressierend gewesen. Unerfreulich ist vermutlich aber weniger Dutschke, sondern Eris eigene Befangenheit gegenüber der Vergangenheit. Oder hat sie ein Gespür dafür, dass auch die Studentenbewegung keine wirkliche Konfrontation

mit der Vergangenheit bedeutet? »In der Studentenbewegung Ende der 60er Jahre war in der BRD eine massive Tendenz zur Spaltung zu beobachten. Bekämpft wurden Personen, die für Träger der nationalsozialistischen Ideologie gehalten wurden oder es tatsächlich waren, aber die eigene Betroffenheit, der Niederschlag in der subjektiven Geschichte blieb ausgespart«, so noch einmal der Psychoanalytiker Juelich. War es diese Spaltung, die letztendlich im Terror der RAF mündete?

Auf Fanø haben wir im nächsten Sommer auch ohne unseren Vater wieder Spaß. »Wann kommt mein Heiner?«, frage ich meine Mutter allerdings gelegentlich. Eri erzählt mir dann von seiner Arbeitsüberlastung, und dass er bald käme. In unserem VW-Käfer fahren wir gemeinsam an den Strand, Eri und Monika vorne, wir Kinder hinten. Eri singt lauthals: »Hab' mein Wagen vollgeladen, voll mit alten Weibsen«, und wir Kinder kreischen begeistert mit. Herrlich, hier eng beieinander im Auto zu sitzen und durch die Landschaft zu gleiten, herrlich, eine fröhliche Mutter zu haben. Wir bauen Sandburgen, planschen im Wasser und finden das Leben recht unbeschwert.

Einmal bleiben wir bis zum Sonnenuntergang in einer schönen Sanddüne. Eri und Monika dösen nach langem Gespräch, wir Kinder sind eifrig am Spielen. Als wir nach Hause fahren wollen, finden wir unseren Käfer schon halb unter Wasser, nur noch seine Glatze schaut heraus: Die Flut droht ihn zu ersaufen. Es gibt eine große Aufregung, aber alles geht am Ende gut und wir können heim. Das ist nur eine von vielen kleinen »Katastrophen«, die noch kommen werden. Eri ist völlig aufgelöst, fast so, als sei nicht nur das Auto am Ertrinken gewesen. Sie fühlt in diesen Momenten ihre große Abhängigkeit von ihrem Mann, ihre ganze Schutzlosigkeit und ihre Angst vor unerwarteten Schlägen des Lebens. Diese Ohnmacht macht sie tieftraurig. Das »wahre Leben«, das sie so meisterhaft aktionistisch beherrscht, stellt eben so seine Anforderungen. Doch was heißt schon »wahr«? Es ist eine vage Bezeichnung, die suggeriert, es gebe auch ein falsches Leben. Eri, wenn befragt,

hätte kaum erklären können, warum sie ihrer Mutter vorgeworfen hat, sich feige vor der Wirklichkeit zu verstecken und vom wahren Leben keine Ahnung zu haben. Vielleicht hätte sie Ernst Bloch nach »der Wahrheit« fragen sollen? Wäre sie dann auf die Idee gekommen, dass sie und ihre Mutter sich gegenseitig mit falschen Vorwürfen quälen? Liegt die Antwort vielleicht in einer Erklärung, die der Psychologe Müller-Hagen für viele NS-Nachkommen fand, wobei die Kinder auf der Suche nach sich selbst immer wieder auf das Bildnis ihrer vermeintlich unschuldigen Eltern stießen? »Da wurde eine falsche Wirklichkeit konstruiert. Wir wuchsen als Kinder in einer Welt der Täuschungen auf. Die Wirkungen dieser Strategie der Wirklichkeitsverdrehung können sehr massiv sein, können in extremer Loyalität bestehen, heftigsten Schuldgefühlen allgemein und speziell bei Ablösungsversuchen, selbstdestruktiven Aktionen, Krankheiten, seelischer Verstümmelung, tiefem Verlust an Vertrauen in die Welt und sich selber.«

Von einem Baum im Garten unseres dänischen Mietshäuschens fällt ein Vogelbaby aus dem Nest. Wir versuchen es am Leben zu erhalten, doch am nächsten Morgen ist es tot. Wir begraben das zarte Wesen zu Tode betrübt unter einem Busch, bis mein Bruder es zum Entsetzen meiner Mutter am nächsten Tag wieder ausbuddelt, um zu untersuchen, ob es wirklich gestorben ist. Nicht alle Vögel lernen, hoch zu fliegen.

Zu viele Abschiede

Was ist das für ein Schmerz: Ich schluchze, denn die von mir geliebte Gerburg muss gehen. Meine Mutter hat rassistische Literatur im Zimmer des Kindermädchens entdeckt, es stellt sich heraus, dass sie mit den Neonazis sympathisiert. Keinen Tag länger darf sie bleiben. Sie verabschiedet sich mit Fassung, ja sie versucht sogar, mich zu trösten. Da geht sie hin, die Frau, die mir über ein Jahr so viel Zeit gewidmet hat. Kinder verwinden solche Schläge scheinbar rasch, doch mit allen nun folgenden Frauen, die meine Mutter im Haushalt unterstützen sollen, kann ich wenig anfangen. Eine hasse ich sogar. Als ich eine Grippe und gar keinen Hunger habe, zwingt sie mir das Essen in den Mund, obwohl ich schon Rotz und Wasser heule. Ich bin enttäuscht von meiner Mutter, die mich diesem Ungeheuer aussetzt. Dann die feurige Gabriella. Sie ist wirr und lässt in der Klinik, in der ich geboren wurde, ihr Kind abtreiben – diese Klinik wird wegen illegaler Eingriffe einige Jahre später geschlossen werden – und kehrt anschließend gleich wieder in ihre Heimat Sizilien zurück.

Meine Mutter kann sich dank der fremden Hilfe ganz dem gesellschaftlichen Leben hingeben und profiliert sich als perfekte Gastgeberin. Unterdessen sind wir innerhalb des feinen Hamburger Stadtteils Harvestehude in eine größere Wohnung umgezogen. Wir haben einen schönen Garten und mehrere Balkone sowie ein Wohnzimmer, in dem man sich nahezu verirren kann, mit Kamin. Ich bekomme ein riesiges, eigenes Zim-

mer, das durch eine Schiebetür mit dem meines Bruders verbunden ist. In der Nacht habe ich meist Angst. Nachdem ich einmal einen gruseligen Spielfilm über Leprakranke angeschaut habe, wähne ich diese unter meinem Bett und sehe, wie sie ihre dünnen Ärmchen nach mir ausstrecken, um mich zu sich zu holen. Unzählige Male stehe ich auf, gehe zu meinen Eltern, sage, ich könne nicht einschlafen, und jedes Mal schicken sie mich in meine Leprahöhle zurück. Ich fühle mich missverstanden und schutzlos einer immensen Gefahr ausgesetzt. Eine Taschenlampe kommt mir später zu Hilfe, unter der Decke lese ich, so lange Nougatcreme löffelnd, bis mir die Augen zufallen.

Der Architekt, für den Eri sich schon länger interessiert hat, steigt während eines der Skiaufenthalte in Österreich eines Nachts zu ihr ins Bett. Er verfolgt aber keine ernsthaften Absichten, sondern gibt sich nur seinem Hang zu hübschen Frauen hin. Die attraktive, erotische Frau mit der mädchenhaften Ausstrahlung findet er sehr anziehend. Eri hingegen ist leidenschaftlich und sieht in dieser Liebesbeziehung eine Möglichkeit aus ihrer Ehe mit einem Mann auszusteigen, für den sie sich in Wirklichkeit nie richtig entschieden hat. Sie trifft ihren Liebhaber heimlich in Hotels, projiziert in ihn ihre Sehnsüchte nach dem, was sie für ein freies Leben hält, derweil sie sich nach außen nichts anmerken lässt. Für sie bekommt der Architekt überwältigende Bedeutung. Er trinkt in jenen Tagen ausgesprochen viel, sie leistet ihm auch dabei Gesellschaft. Eri streichelt seinen Narzissmus und spürt mit wachsender Eifersucht seine Unerreichbarkeit, an der sie rüttelt wie an einem verlockenden Pflaumenbaum, der seine Früchte nicht hergeben will.

Dem viel beschäftigten Häuserbauer gehen ihre Intensität, das Auf und Nieder ihrer Stimmungen allmählich auf die Nerven. Ein schon jetzt erkennbarer, dramatischer Mangel an Selbstanalyse lässt Eri die Verantwortung für das absehbare Scheitern ihrer Beziehung bei allen anderen, nur nicht bei

sich suchen. In diesem Fall ist der Feind ihr Mann: An Heiner mäkelt sie immer öfter herum. Er habe keine Zeit für sie, arbeite zu viel und lasse sie mit seiner »Gefühlsarmut« emotional verhungern. Aus ihrer Sicht stimmt das sogar, objektiv betrachtet ist sie allerdings wie ein unersättliches Kind.

Erla ist in den Seitensprung ihrer Tochter eingeweiht und sorgt sich um deren »strapazierte Nerven«. Sie ist momentan selbst nervös, weil sie im Begriff ist, mit ihrer Tochter Ellen das Grab von Hanns in Bratislava zu besuchen. Eri ist erbost, dass sie zu der Reise nicht auch eingeladen worden ist, und fühlt sich von dieser Pilgerfahrt ausgeschlossen. Eigentlich ist doch sie jenes von Hanns Ludins Kindern, dem der Besuch zustünde. Streng gibt Erla zurück: Ja, warum sie sich denn nicht eher angemeldet habe, mitreisen zu wollen? Sie versteht es, ihre Tochter mit Argumenten, auf die eigentlich nichts zu erwidern bleibt, gezielt auf Abstand zu halten: »Ich bin sehr unruhig in den ganzen letzten Wochen, habe viel in alten Briefen gelesen, was viel Kummer, Reue und Trostlosigkeit mit sich bringt. Es fehlt mir die Kraft, das in Produktivität umzumünzen.« Geschwächte, arme Erla. Die Kraft, die Legende vom guten Nazi aufrechtzuerhalten, fehlt ihr indes nicht. Anders als ihre Mutter und ihre Geschwister wird Eri das anonyme Grab übrigens nie besuchen, instinktiv weiß sie, sie brähe darüber zusammen. Auf dem Grabstein stehen nur die Initialen ihres Vaters: H. E. L. Ein Nachkomme der Opfer hat später daraus das englische Wort für Hölle gemacht.

Die einen sterben am Galgen, die anderen werden Bundeskanzler: Am 7. November 1968 ohrfeigt Beate Klarsfeld Kurt Georg Kiesinger auf dem CDU-Parteitag mit den Worten: »Nazi, Nazi!« Kiesinger, 1966 als Kanzler der Großen Koalition gewählt, war von 1940 bis 1943 wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Rundfunkabteilung des Reichsaußenministeriums und bis 1945 deren stellvertretender Leiter gewesen.

Ich träume von Sandy und Bud aus der Fernsehserie »Flipper«. Mit bis zu den Knien abgeschnittenen Jeans springe ich

im Kopfsprung ins Schwimmbad meiner Großmutter in Gärtingen, tauche unter und winde mich, als wäre ich der Held des Films: der Delphin. Oft spiele ich einen der beiden Jungen, der sich, an der Flosse des Meeressäugers haltend, durch die Wellen ziehen lässt – nur mein Delphin ist aus Plastik und aufblasbar und der Pool nur in meiner Phantasie so weit und tief wie das Meer. Die Sonnenstrahlen brechen sich im gechlorten Wasser, ich fühle mich verbunden mit dem Element und stark, das sind glückliche Momente von Kindheit, an denen die Erinnerung Anker lässt.

Jungen bekommen mehr Beachtung geschenkt, also will ich auch ein Junge sein; alle schauen auf meinen revoltierenden Bruder, nicht aber auf mich. Ist es eine Identifizierung mit meinem Vater oder die Abgrenzung von meiner vereinnahmenden Mutter, die mich ein paar Jahre später eine Weile inbrünstig zu einer entschlossenen Vertreterin des anderen Geschlechts werden lässt? Die Identifikation geht so weit, dass ich mich ein Grundschuljahr lang in der nahe gelegenen Bibliothek mit der männlichen Form meines Vornamens einschreiben lasse – was zu einigen hochnotpeinlichen Situationen führt – und mich im öffentlichen Schwimmbad weigere, in die Damenumkleidekabine zu gehen. Auf dem Pausenhof organisiere ich eine Jungenbande und lege dem verabscheuten Musiklehrer Reißzwecken auf den Hocker, um es diesem kleinkarierten Spießer, der mich so gern im Unterricht trietzt, heimzuzahlen. Der Klassenlehrer beschwert sich über mein problematisches Verhalten, außerdem, sagt er, ließen meine Leistungen zu wünschen übrig. Er hat ja keine Vorstellung von den Spannungen, die ich zu Hause erlebe – dort bin ich, anders als in der Schule, eher brav und in mich zurückgezogen. Meine Eltern verstehen auch gar nicht, was der Lehrer meint, und mein Vater schreibt zu meiner Verteidigung einen wütenden Brief an die Schule.

1969 kommt Eris Liebesaffäre mit dem Architekten heraus. Er hat die Situation nicht mehr ertragen, seiner Frau alles ge-

beichtet und Eri gebeten, ihren Mann aufzuklären. Während diese mit ihrer Mutter noch diskutiert, ob sie den Geliebten heiraten solle, hat der seine Ehegattin schon längst um Vergeltung gebeten und sich bei dem gehörnten Heiner in aller Form entschuldigt. Erla hört sich Eris Klagen, Behauptungen und Forderungen geduldig an und rät ihr dringend davon ab, Schritte zu unternehmen, die sie nachhaltig unglücklich machen könnten. Sie drängt sie, Verzicht zu üben, nicht zuletzt wegen uns Kindern, wägt das Für und Wieder ab und versucht sie auf den Boden der Tatsachen zu holen. Das hält sie für nötig, »weil du glaubst, es gebe einen Himmel auf Erden und er stehe dir zu«, so Erla.

Ja, Eris Leidenschaft ist grenzenlos und sie verliert sich im Universum der Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Seit sie Kinder hat, kann ihre Mutter ihr keinen Trost mehr spenden, denn Eri versucht, sich aus ihrer Umklammerung zu befreien: Erla ist für sie jetzt nicht mehr die fantastische »Pfunds-frau« von früher, sondern die ewig Schonungsbedürftige, die sich »feige vor der Wirklichkeit versteckt«. Eri hat instinktiv des Pudels Kern erfasst, doch sie hat keine Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie gezogen und ist ein zutiefst gespaltenen Mensch.

Der subtile Kampf um »die Wahrheit« nimmt zwischen den beiden Frauen allmählich schärfere Formen an. Sie sind zwei sehr unterschiedliche Personen – Erla ist geprägt von den Umbrüchen und Werten der Vorkriegszeit, Eri von der veränderten Welt danach. Während die Mutter sich an die Vergangenheit klammert, will die Tochter sich davon befreien. Es sind schwere Gewichte, die Eri halten und ihre Energie binden. Erla soll ihr zwar bedingungslos zur Verfügung stehen, zugleich aber stößt sie sie weg. Das ist ein Loyalitätskonflikt zwischen der geliebten Mutter und dem Bedürfnis nach einer unabhängigen Existenz. Eri wirft ihr Versagen vor. Sie negiert die Verantwortung ihres eigenen Handelns – im gleichen Maße, wie Erla die Schuld ihres Mannes nicht anerkennt. Die »über-

antwortete: «Schuld ihrer Eltern trägt Eri als unverarbeitetes Gefühl in sich, fast als sei sie mitschuldig. Schuldigen gebührt Strafe. Sie identifiziert sich mit ihrem Vater, der die Höchststrafe erlitten hat, und straft sich selbst durch einen wachsenden Hang zur Selbstzerstörung. Zwar liebt sie ihre Mutter innig, doch sie lehnt sie unbewusst auch ab, weil sie spürt, dass diese sich durch die Tabuisierung der Schuld nie von der Vergangenheit ihres Mannes gelöst hat. Noch sieht sie die ersehnte Freiheit vor sich, da vorne leuchtet sie verlockend, zukunftssträchtig, es ist der Ort, an dem sie unbeschwert leben und sich endlich von der so lange getragenen Bürde ausruhen kann. Sie übersieht, dass sie durch die Unberechenbarkeit ihrer Gefühle und durch gelegentliche Vernachlässigung beginnt, sich an uns Kindern schuldig zu machen. Das »Opfer« wird zur »Täterin«.

Diese Dimension von Eris schwierigem Charakter erkennt niemand, selbst ihr Mann nicht, obwohl er sie weiterhin über alles liebt. Dass der Architekt sie verlassen hat, verwindet sie nicht. Sie bittet Heiner Geduld zu haben, und dämpft ihre Ver lustängste mit Psychopharmaka. In einer schwachen Stunde schreibt sie ihm: »Ich bin so wirklich alleine glücklicher und zufriedener und werde dich bestimmt auch wieder verlassen, vielleicht sogar für immer.« Alkohol hüllt sie in einen Schutz anzug, der die vermeintlichen oder tatsächlichen Schläge von außen mildert. An manchen Tagen ist sie nicht ansprechbar für mich, aber es gibt ja Kindermädchen. Sie »funktioniert« jedoch weiter gut. Für Ulrich Klevers *Stern*-Küche bereitet sie Kindermahlzeiten, Kuchen und Kekse vor. Mein Bruder und ich stehen dem Fotografen als Verkoster und Kinderbäcker Modell und sind stolz, uns hinterher in der Zeitschrift bewundern zu können.

1970 ist Eri das erste Mal in einer Reha-Klinik im Raum Travemünde. »Meine lieben beiden Schätze«, schreibt sie meinem Bruder und mir voll überströmender Liebe, »hier habt ihr ein Bild von dem Haus, in dem ich so viel Ruhe habe, dass ich ganz

viel schlafen, lesen und spazieren gehen kann.« Wir haben schon prima gelernt, ganz viel Verständnis für ihr Ruhebedürfnis zu haben, obwohl wir überhaupt nicht verstehen, warum sie uns allein lässt. Dieses Mal kümmert sich Eris Schwester Barbel, meine Patentante, um uns. Ich habe an jene Zeit nicht die geringste Erinnerung und muss sie aus Briefen und den Erzählungen anderer rekonstruieren. Leider liegen die erfreulichen, die schönen Momente mit meiner Mutter vergraben unter den traurigen, den schlechten Zeiten. Das Extreme hat das Normale verdeckt. Eris Zärtlichkeit ist mir allerdings noch sehr präsent, denn sie kam meist so plötzlich wie ein heißer Windstoß aus der Sahara, der sich rasch wieder verflüchtigt.

Auf einmal glätten sich die Wogen. Eri kommt erfrischt, munter und voller Energie nach Hause. Wir atmen auf, alles wird gut, die Krise ist ähnlich einer Viruserkrankung überstanden. Eri und Heiner erleben nach fünfzehn Jahren Beziehung sogar so etwas wie eine zweite Verliebtheit. Als Presseanwalt wird Heiner immer bekannter, er führt viele wichtige politische Prozesse, darunter den CSU-Spielbankenprozess, den der *Stern* 1970 wieder aufgerollt hat. In der bevorstehenden sechsjährigen juristischen Auseinandersetzung geht es um die illegalen Machenschaften der CSU bei dem Versuch, ihre Konkurrentin, die Bayernpartei, auszuschalten. Tief darin verwickelt ist der CSU-Mann Friedrich Zimmermann (»Man muss sich auch mal die Hände schmutzig machen können«), der unter Helmut Kohl später Innenminister werden wird. Auch an der Klage gegen Gerhard Löwenthal und das ZDF ist mein Vater maßgeblich juristisch beteiligt. In einer Sendung hat der erzkonservative Journalist sich mit dem Chefredakteur des *Stern*, Henri Nannen, über die Vergangenheit gestritten: Löwenthal behauptete, Nannen habe sich 1944 an der Ermordung zweier Partisanen in Oberitalien beteiligt, was sich bald als falsch herausstellt. Hintergrund der Auseinandersetzung ist die Spaltung in Anhänger und Gegner von Bundeskanzler Willy Brandt. Insbesondere dessen Ostpolitik ist umstritten. Der *Stern* unter

Nannen tritt für den »Wandel durch Annäherung« ein, Löwenthal ist dagegen.

Es ist die Ära Brandt. Die Bundesrepublik ist in Bewegung und diese Entwicklungen bewegen auch uns. Die Bedeutung von Brandts Kniefall vor dem Mahnmal des Warschauer Ghetto-Aufstandes habe sogar ich als neunjähriges Kind damals gespürt. Es war eine großartige Geste demütigen Verbeugens vor den Opfern, für die es fünfundzwanzig Jahre seit Kriegsende gebraucht hatte. Auch *Der Spiegel* unterstützt Brandts Entspannungspolitik. Günter Gaus, mittlerweile ein enger Freund meiner Eltern, ist Chefredakteur des Nachrichtenmagazins geworden und oft zu Gast bei uns. Ich teile mit ihm die Leidenschaft für Pferde und nenne ihn, diesen Giganten scharfsinniger Analyse und präziser Sprache, »Gäuschen«. Er nimmt die Verniedlichung mit einem verschmitzten Lächeln und Augenzwinkern hinter seinen dicken Brillengläsern hin und ich beschenke ihn mit selbstgemalten Pferdemoneten.

Für uns Kinder war es sehr aufregend, wenn abends Besuch kam. Natürlich hatten wir im Bett zu sein, wir waren zu diesen Anlässen nicht erwünscht, aber wir haben an der Schlafzimmertür stets heimlich gelauscht, um herauszufinden, welcher Gast jetzt wohl gerade die Wohnung betrat. Dabei sind wir von den Eltern oft erwischt und streng ermahnt worden, manchmal gaben sie aber auch nach und wir durften die Geladenen begrüßen.

Gaus stellt Heiner und Eri dem Ehepaar Brandt vor. Willy ist von Eri sehr angetan und lässt sie das bei einem gemeinsamen Tanz fühlen, was ihr natürlich ungemein schmeichelt. Sie freundet sich aber vor allem mit seiner Frau Rut an, die wie Willy im norwegischen Widerstand gegen die Nationalsozialisten aktiv gewesen ist. Mit Günter Gaus und dessen Frau Erika reisen meine Eltern 1971 das erste Mal nach Norwegen, wo Rut sie am Flughafen empfängt. Sie verbringen in Oslo einen interessanten Abend mit Norwegern, die wegen der deutschen Besatzung während des Krieges emigriert sind, be-

suchen das Edvard-Munch-Museum und fliegen dann weiter nach Lappland. Rut wird von der Presse als Kanzlergattin auf einem Schlitten mit Rentier abgelichtet und auch Eri übt sich im Schlittenfahren und bekommt dafür in der Provinz Kautokeino eine Urkunde ausgestellt. Meine Eltern sind beeindruckt von Landschaft und Lappentrachten – und von der Trinkfestigkeit der Einwohner. Ich bilde mir ein, sie hätten mir nach ihrer Rückkehr von Lappen erzählt, die vor Trunkenheit steif an Häuserwänden lehnten. Das war zwar gewiss ein bisschen übertrieben, dieses Bild hat mich aber nachhaltig beeindruckt.

Erla, die große Konstante in meinem Leben, versorgt in der Zwischenzeit uns Kinder. Was bin ich aufgeregt, als meine Eltern endlich heimkehren und Eri in mein Schlafzimmer kommt, wo ich bereits im Nachthemd auf die Begrüßung warte. Sie tut etwas geheimnisvoll und trägt eine große Tasche, die sie sanft auf den Boden setzt. Sie strahlt mich an und nimmt mich herzlich in die Arme, küsst mich auf beide Wangen und sagt: »Pass auf!« Sie öffnet langsam den Reißverschluss ihrer Tasche. Etwas bewegt sich da drinnen, die Tasche bekommt Beulen und ich höre ein Winseln. Heraus schlüpft ein fiependes, schwarzes wuscheliges Knäuel mit Ringelschwanz: ein Lapphundwelpen. Ich bin vollkommen entzückt und so glücklich, glücklicher geht es nicht mehr. Tromsø haben meine Eltern das Hündchen getauft, das jetzt mein neuer Freund wird, eine intensive Freundschaft, die schon nach sechs Monaten in einem unerträglichen Abschiedsschmerz endet, weil das Tier von einem Auto überfahren wird.

Die Beziehung zu Eri ist Rut damals offenbar wichtig genug, um sie in ihren Memoiren »Freundesland« zu erwähnen: Darin ist Eri am 20. Oktober 1971 die glückliche Überbringerin der Nachricht, dass Willy Brandt für seine Bemühungen in der Ostpolitik den Nobelpreis erhalten hat. 1980 wird mein Vater Rut bei der Scheidung von ihrem Mann vertreten, ein Jahr vor seiner eigenen.

Willy Brandt bin ich nie begegnet, Rut indes schon. Als es 1972 um Neuwahlen ging, fertigte ich in Plakatform eine Collage an, mit der ich in unserem gehobeneren Hamburger Viertel Fußgänger um Spenden für die SPD nachsuchte. Das handelte mir die Backpfeife eines Nachbarn ein, der von Willy nichts wissen wollte und schon gar nicht in Form eines agitierenden Kindes, das »von seinen Eltern für politische Aktionen missbraucht wird«! Vermutlich bin ich frech geworden, ich war damals wirklich mitunter regelrecht unverschämt, habe ihn vielleicht CDU-Arsch oder so etwas genannt, sodass ihm die Hand ausrutschte. Jedenfalls kam ich nur mit ein paar kläglichen Deutschmark und einer schmerzenden Wange nach Hause und klebte mein Kunstwerk schließlich in unserem Flur an die Wand, weil ich hoffte, einer unserer vielen Besucher möge sich mit ein paar Groschen erbarmen. Die Gäste waren aber fast knauseriger als die Passanten auf der Straße. Eines Tages stand Rut vor der Tür und die hat dann mit Charme und freundlichen Worten einen beträchtlichen Betrag in meine Büchse gestopft, woraufhin ich Rut für immer in mein Herz schloss. Das Plakat und meine Sammlung trug ich, begleitet von meiner Mutter, stolz in die nächste SPD-Geschäftsstelle von Hamburg. Es folgte eine höchst formelle Einladung des Bezirksvorsitzenden, in der er mich zu einem Infoabend mit Sommerparty einlud. An seinem Fest könne ich leider nicht teilnehmen, schrieb ich höflich dankend zurück, ich sei noch ein Kind. Seinen freundlichen Vorschlag, dann doch mal mit einem seiner Sprösslinge zu spielen, fand ich allerdings nicht attraktiv genug und meine Eltern waren von dieser Idee alles andere als begeistert. Dass sich mein tatkräftiger Einsatz mit Ruts maßgeblicher Unterstützung aber gelohnt hatte, zeigte das Ergebnis der Bundestagswahl: Die SPD wurde stärkste Fraktion.

Das war im November 1972 – das Jahr vieler RAF-Aktionen, darunter der Bombenanschlag auf das Axel-Springer-Gebäude, aber auch das Jahr der Verhaftung von Ulrike Meinhof

und Andreas Baader, Holger Meins und Gudrun Ensslin. Marcel Reich-Ranicki hat in seinen Memoiren beschrieben, wie Ulrike Meinhof Anfang der 1960er Jahre die Erste war, die ihn über seine Zeit im Warschauer Ghetto befragt und bei seiner Erzählung Tränen in den Augen gehabt hatte. Sie litt unter der deutschen Schuld und mit den Opfern des Nationalsozialismus. Haben Eri und Heiner mit der Studentenrevolte noch sympathisiert, können sie die Gewalttaten der Roten Armee Fraktion nicht mehr nachvollziehen. Ein Weg, der neue Opfer schafft, kann nicht der richtige sein. Heiner vertritt die Meinhof gegen ihren Ehemann Klaus Rainer Röhl, weil dieser ihre Kolumnen aus der *Konkret* ungefragt als broschiertes Buch veröffentlicht hat. Er ist der Erste, der die ebenso gescheite wie zart anmutende Frau in der Isolationshaft in Köln-Ossendorf in der Zelle besuchen darf. Bedrückt und erschüttert von den Haftbedingungen kehrt Heiner nach Hause zurück.

Die Freunde und Intellektuellen, die in unserer neuen Hamburger Wohnung ein und aus gehen, lassen sich von Eris Kochkünsten verwöhnen. Auch Peter Ustinov beehrt uns eines Abends. Die Geladenen sind höchst vergnügt, weil der vielseitige Schauspieler, Regisseur und Autor einen Englisch sprechenden Inder imitiert und noch andere Faxen macht. Eri ist beglückt von seiner Komik und schlagfertigen Leichtigkeit. Zufrieden ist sie auch mit der Leichtigkeit ihrer Crème au Chocolat, die gelungener gar nicht sein kann, sie zergeht auf der Zunge. Nach Theaterpremierern ist unsere Wohnung der Ort, an dem sich alle einfinden: Rudolf und Maria Augstein, Günter und Erika Gaus, der Autor und Regisseur Egon Monk und seine Frau Ulla, der Publizist Fritz Raddatz und der Schriftsteller Martin Walser, Heinz Schubert alias »Ekel-Alfred« aus der Fernsehserie »Ein Herz und eine Seele« mit seiner Frau Ille, die *Stern*-Autoren Carola Heldt und Jörg Andrees Elten, der Publizist Klaus Harpprecht, Helga Hegewisch und viele andere. Man trinkt fleißig Wein und Longdrinks, im Winter brutzelt dazu das Kaminfeuer, im Sommer genießt man die laue

Luft auf der Terrasse mit Treppe in den Garten. Eri empfängt von den Gästen so manches überschäumende Lob: Hat das Essen wieder fabelhaft geschmeckt! Welch reizender Abend! Sie gefällt sich in der Rolle der hübschen Hausherrin, der Salondame.

Dabei nimmt sie in Wirklichkeit niemand ernst. Es fällt auf, dass sie zwar sehr belesen und kulturell interessiert, aber auch nicht sonderlich gebildet oder analytisch ist. Ihr Mann erkennt nicht, dass die Besucher ganz und gar nicht ihret-, sondern ausschließlich seinetwegen und vor allem aber wegen der guten Atmosphäre kommen. Das heißt, er merkt es vielleicht, aber er ahnt nicht, dass seine Frau unter einem Minderwertigkeitskomplex leidet. Denn niemand beschäftigt sich mit ihr eingehend, und wenn, dann ist sie persönlich meist gar nicht gemeint. Bei all den geistreichen Unterhaltungen am Tisch fragt niemand danach, was sich hinter der charmanten Ausstrahlung dieser warmherzigen Frau verbirgt. Sie schweigt. In dieser aufgeklärten Gesellschaft spricht man zwar viel über die NS-Vergangenheit und ihren Einfluss auf die Gegenwart, nicht aber von den eigenen Nazi-Eltern. Ihre tiefe Unsicherheit überspielt sie mit einer Mischung aus Selbstüberschätzung und Anspruchshaltung. Sie spürt, wie einsam sie ist. »Alle haben sie ausgenutzt«, meint eine damalige Freundin. Aber auch dazu gehören immer mindestens zwei.

Das Motto der 68er »Wer zweimal mit der Gleichen pennt, gehört schon zum Establishment« hat auch das links-bürgerliche Establishment inspiriert. In den Kreisen meiner Eltern geht es in dieser Hinsicht recht munter zu, einige der vielen Freunde lassen nichts »anbrennen«, was gelegentlich zu heftigen Szenen und emotionalen Ausbrüchen führt. Es ist eine Zeit des Experimentierens und der Grenzüberschreitungen – alles anders machen als die Eltern. Der Sänger Ian Dury wird es 1977 unter dem Titel »Sex & Drugs & Rock'n'Roll« zusammenfassen. Auch Woodstock, Flowerpower und Hippiebewegung beeinflussen die Zeit und ihre Menschen – und Eri ist für

all diese Entwicklungen sehr aufgeschlossen. Spießig ist sie in dieser Hinsicht gar nicht, auch wenn sie oft so tut, als sei sie eine feine Dame, die sich mit solchen Dingen nicht abgibt. Manchmal wirkt ihr etikettenhaftes Benehmen aufgesetzt, ja fast albern. Auf Manieren wird bei uns Kindern stark geachtet, besonders bei Tisch müssen wir gesittet essen, und aufgestanden wird erst, wenn wir dazu die Erlaubnis haben. Ansonsten aber haben wir relativ viele Freiheiten, ich kann nicht behaupten, dass wir gedrillt oder übermäßig streng erzogen worden wären. Es sind spannende Jahre und Eri geht darin scheinbar auf – soviel Abwechslung, bereichernde Begegnungen, kulturelle Highlights! Mit Romy Schneider redet, trinkt und raucht sie so manche Nacht hindurch. Die Schauspielerin ist eine Klientin meines Vaters. Er nimmt sie gegen die Angriffe der deutschen Medien in Schutz, denen sie wegen ihres Weggangs nach Frankreich ausgesetzt ist. Nach Nächten mit Romy und anderen Freunden kommt Eri morgens meist nicht aus dem Bett, was dazu führt, dass ich oft verschlafe und zu spät zur Schule komme. Oder sie geht überhaupt erst ins Bett, wenn ich mich bereits in die Pauke aufmachen muss, und ich finde sie noch schlafend vor, wenn ich zurückkomme.

Romy ist einmal von Alkohol und Tabletten so benommen, dass sie sich in der Stadt verirrt und von fremden Menschen aufgelesen wird. Sie ärgert sich, dass Heiner sich aus – freilich vergeblichen – erzieherischen Gründen weigert, sie dort abzuholen. Ich erinnere mich noch, wie meine Mutter ihr ihren Friseur vermittelt hat und sie dann zu ihm ging – getarnt mit einer breiten schwarzen Sonnenbrille auf der Nase, die das halbe Gesicht verdeckte, und gehüllt in tiefes Schweigen. Natürlich hat der Friseur sie sofort erkannt, doch er hat sich nichts anmerken lassen.

Romys Ehe mit dem Schauspieler und Regisseur Harry Meyen ist zerrüttet. Meyen, Vater ihres Sohnes David, wird sich 1978 mit einem Seidenschal in seiner Wohnung erhängen. Romy und ein namhafter Schauspieler haben eine dra-

matische Liebesbeziehung, die sich teilweise bei uns zu Hause abspielt. Morgens staune ich über die Überreste einer diskutierten Nacht. Und finde meinen vom Taschengeld gekauften Schokoladenpudding mit Sahnehäubchen im Kühlschrank nicht mehr. Plötzlich steht Romy neben mir und entschuldigt sich auf so liebe Art und Weise, meine Köstlichkeit verspeist zu haben, dass ich ihr sofort vergebe. Sie ist eine sanfte Frau, die ich sehr gern mag. Sie teilt mit meiner Mutter die Schutzlosigkeit eines Wesens, das zu verletzt und zu zart ist, um den Schlägen des Lebens standzuhalten.

Um die Ehe meiner Eltern ist es schon bald abermals nicht gut bestellt: Eri hat eine Affäre mit einem begabten, attraktiven, jungen Schauspieler. Er schreibt ihr an die Adresse ihrer spanischen Haushaltshilfe und sie antwortet ihm liebevoll. Wann immer es möglich ist, treffen sie sich. Ich bin ange- tan von seiner herzlich lauten Lache, vielleicht sogar etwas verknallt in ihn und stimme bei Peter Brooks Aufführung von Shakespeares »Wie es euch gefällt«, stolz neben ihm im Theater sitzend, ins Gelächter mit ein. Ich habe mich kringelig gelacht bei dieser Aufführung und durfte sogar ein weiteres Mal in die Vorstellung, da saß ich dann zufällig neben der Schauspielerin Inge Meysel, die sich in der Pause mit mir unterhielt.

Als ich zwölf bin, ist Eri mit ihrem Freund im Haus von Bekannten auf Rhodos, Heiner weiß nicht, dass sie nicht allein dort ist, und ist ziemlich hilflos, als ich mit einer Blinddarmentzündung ins Krankenhaus muss, während er noch meinen wilden Bruder und seine schweren Aktenberge bewältigen muss. In der Klinik krümme ich mich vor Schmerzen und dem Gefühl des Verlassenseins. Natürlich kommt Eri so rasch wie möglich zurück, aber da habe ich schon fast alles überstanden. Bestürzt ist sie, den Tränen nahe, sie hat ein schlechtes Gewissen, das sie durch mehr Zuwendung mit gegenüber eine Weile entlasten kann. Ihren Geliebten sucht sie eines Tages bei einer Rundfunkaufnahme im Tonstudio auf. Durch die Glasscheibe

hört sie ihm gebannt zu. Er braucht lange, bis er sie erkennt, denn er hält sie für ein junges Mädchen. Da ist sie gerade vierzig Jahre alt geworden.

Im Urlaub auf Sardinien entdeckt Heiner bei seiner Frau zufällig Briefe des Schauspielers. Es gibt jetzt nichts zu überbrücken und er flüchtet zu seiner Freundin nach London. Bei uns herrscht Chaos. Eris Angebeteter spielt mit dem wundervollen Bernhard Minetti und zieht eines Tages seiner Wege, nachdem er sie zu Hause besucht und nicht nüchtern angetroffen hat. »Da habe ich die Notbremse gezogen«, sagte er und suchte flugs den Abstand.

An einem Wochenende bin ich bei unserer Freundin Carola untergebracht, als ich ans Telefon gerufen werde. »Der Papi ist wieder da, wir haben uns ausgesöhnt und bleiben nun immer zusammen«, flötet meine Mutter offensichtlich tränenüberströmt, aber überglücklich in die Leitung. Ein Stein fällt mir vom Herzen und ich eile nach Hause in den Schoß der Familie. Es versetzt mir noch heute einen Stich, wenn ich mich an diesen Anruf und an ihr »Versprechen« erinnere, das nicht lange hielt. Manchmal wache ich nachts geschüttelt von Alpträumen auf. Mein Vater ist eine tickende Zeitbombe, die zu explodieren droht. Ich habe wohl seine Verletztheit, seine Wut und Anspannung in diesen Traum gelegt. Oder war es die unbewusste Gewissheit eines nahenden Desasters, die Angst vor der familiären Zerstörungskraft, die Angst vor meinen eigenen unterdrückten Aggressionen gegenüber einer Situation, die mich nur rasend wütend machen konnte? Ich ahnte nicht, dass die Uhr bei uns wahrhaftig tickte.

Am 7. Mai 1974 reicht Willy Brandt seinen Rücktritt ein, nachdem sein Mitarbeiter Günter Guillaume als Spion der DDR entlarvt worden ist. Meine Eltern sind gerade auf Reisen und Erla ist wieder meine Ersatzmutter. Ich bin sehr aufgeregt über diese Nachricht und ergreife die Initiative, dem von mir so bewunderten Brandt einen Brief zu schreiben, in dem ich ihm mein Bedauern ausdrücke. Der Brief erreicht ihn und

seine kurze freundliche Antwort auf einer Karte, die er handschriftlich unterzeichnet hat, habe ich bis heute aufgehoben. Wahrlich, eine bewegte Zeit, auch für mich.

Den Sommer verbringen wir wie schon im Vorjahr mit Freunden auf Sardinien. Unsere Freundin Monika ist zeitweilig mit ihren Kindern dabei und auch Bruno Ganz und sein Schauspielkollege Otto Sander schauen gelegentlich herein. Wir teilen uns ein Haus mit Rudolf Augsteins Frau Maria und ihren beiden Kindern. Auch Rudolf ist ab und zu da und ich gucke gemeinsam mit ihm vor der Glotze begeistert die Fußballweltmeisterschaft an. Tatsächlich wird Deutschland Weltmeister, genau zwanzig Jahre nach dem »Wunder von Bern«. Herrliche, schöne Tage sind es, die letzten schönen vor dem dicken Ende.

Dann sind die Ferien vorbei und wir müssen abreisen. Wie immer ist Eri mit allen Vorbereitungen zu spät dran, meine Eltern sind unfreundlich zueinander, wir Kinder nervös. Wir sitzen noch am Frühstückstisch, als die Nachmieter des Sommerhauses bereits vor der Glastür stehen und uns ungeduldig jeden Bissen in den Mund zählen. Meine Mutter bringt das nicht aus der Fassung: In Ruhe zu Ende essen, heißt die Parole. Heiner drängt zum Aufbruch: »Die stehen da doch schon und wollen rein«, zischt er Eri gereizt an. »Dann sieh doch nicht hin!«, antwortet sie kurz und bündig.

»Meines Vaters Tochter küsst dich«

Der Ordnungsmann wedelt aufgeregt mit dem Arm, um den schweren Laster rückwärts in den Schiffsbauch zu dirigieren. Hinter der Absperrung schiebt sich dichter Verkehr durch die Straßen: Autos, Busse und Vespas hupen in den verschiedensten Tonarten durcheinander. Diese Klänge, verbunden mit der Sonne und dem Staub, machen die mir so wohlvertraute südländische Atmosphäre aus. Unter Geschrei haben die Pkws in scheinbarem Durcheinander ordentlich auf der Fähre geparkt, nun folgen die Kleinfahrzeuge. Dieses organisierte Chaos hat meine Mutter geliebt, es war ein Spiegel ihrer selbst. Oft hat sie davon gesprochen, dass am Hafen von Piräus scheinbar nichts perfekt funktioniere und am Ende dennoch immer alles klappe. Die Passagiere, Eltern und ihre Kinder, alte Leute und attraktiv herausgeputzte jüngere Menschen, schieben sich schwer beladen über die Stiege ins Innere des Schiffes hinein, freundlich plappernd verteilen sie sich an Deck oder in der Cafeteria. Der Schiffsmotor springt an, die Schrauben quirlen das Meereswasser und treiben Schaumkronen an das Hafenbecken. Der Koloss bewegt sich schwerfällig vom Ufer weg und schwimmt dem offenen Meer entgegen. Vor uns die weite Ägäis, hinter uns die schon fast nahöstlich anmutenden Städte Piräus und Athen.

Ein nerviger Wind fährt mir durchs Haar. An Tischen und auf Bänken haben die Mitreisenden sich für die mehrstündige Fahrt eingerichtet. Wer sich nicht unterhält, telefoniert, liest,

isst, schaut aufs Wasser oder schläft. Das Knallen der Steine auf dem Tavli-Brett, dem griechischen Backgammonspiel, fügt sich euphonisch in das Konzert an Bord ein. Bald ist das Sonnenlicht nicht mehr grell, sondern verdunkelt sich zu einem tiefen Orange, das blaue und lila Farbtöne streut. Das pralle Rund sackt immer rascher und berührt das Meer. Als schlürfe Poseidon gierig seinen Nachtrunk, saugt er die Sonne mit einem langen, gleichmäßigen Schluck von der Erdoberfläche weg. Dann wird es schnell duster. Ich bestelle mir ein Bier Marke Mythos und eine mit Schafskäse gefüllte Teigtasche. Dieses Naturereignis, an dem ich mich nicht sattsehen kann, beglückt mich immer wieder aufs Neue. Auch jetzt gleicht es dem Gefühl von Liebe. In meiner Phantasie liegt mein Angebeteter neben mir auf einer Liege und ist über seinem Buch eingedöst. Ich drehe mich zur Seite und bette meine Wange auf meine gefalteten Hände. Mit der bedingungslosen Liebe, die Mütter für ihre Kinder empfinden, betrachte ich meinen soeben erschaffenen Geliebten, ich nehme seinen Anblick intensiv in mich auf, um diesen Moment auf immer festzuhalten. Eine Ansage durch den Lautsprecher weckt ihn und er bemerkt, dass ich ihn beobachte. Er wendet sich zu mir, ich will ihn berühren, mich versenken in seinen traurigen Augen, ich glaube, sie sind grün, Augen, die ebenso viel Sehnsucht wie Unnahbarkeit ausstrahlen. Bin ich jetzt wieder der Säugling, der in die Augen seiner Mutter blickt, habe ich mir diesen Mann ausgesucht, weil ich bei ihm den Ausdruck versteckter Trauer wiedererkenne?

Eine Lautsprecherstimme hallt übers Deck und holt mich aus meinem Tagtraum. Die Sprecherin kündigt unsere Ankunft an, wir steuern bereits auf die Insel zu. Ketten rasseln, laute Rufe und Motorengeräusche erheben sich zum Crescendo. Ich zerre meinen Koffer hinter mir her, die Schiffsstiege hinunter, und da steht auch schon Brigitte. Auf ihrem Arm hält sie den Minidackel einer Bekannten. Als ich sie umarme, spüre ich seine raue Zunge in meinem Gesicht.

Meine Freundin fährt mich über die Insel auf den Berg zum Haus meiner Mutter. Es hat gestern geregnet und der Garten duftet nach Rosmarin, Thymian und Oregano. »Hier, die kannst du schon ernten«, sagt Brigitte und zeigt auf eine Zitrone am Bäumchen im Innenhof. Draußen bellen die Ketten- und die Wildhunde um die Wette, Grillen zirpen und auf Hügeln verstreut leuchtet unterhalb das Dorf. Das ist Glückseligkeit. Endlich bin ich angekommen.

Als ich 1974 zum ersten Mal mit meiner Mutter, meiner Großmutter und meinem Bruder nach Griechenland reiste, hatte ich noch keinen Bezug zu solchen Sinnlichkeiten. Wir haben auf der Hinfahrt die Akropolis in Athen besichtigt. Ich sehe meine aufrechte, hochgewachsene Großmama mit weit ausholendem Schritt elegant den Hügel zum Tempel hinaufschreiten und mit ihren neunundsechzig Jahren vorsichtig über die Gesteinsbrocken klettern. Meine kleiner geratene, noch immer sehr attraktive Mutter geht hinter ihr, das Gesicht versteckt hinter einer auffallend großen, schwarzen Sonnenbrille, die mich an Romy erinnert, gefolgt von meinem neunjährigen Bruder und mir, die ich still vor mich hin pubertierend etwas missmutig dreinblicke und mehr an Büchern als an Altertümern interessiert bin. Auf der Akropolis hat in der Nacht zum 31. Mai 1941 der griechische Widerstandskämpfer Manolis Glezos heimlich die Hakenkreuzfahne der Nazis vom Berg geholt. Zum gleichen Zeitpunkt hatte mein Großvater gerade seinen Posten in der Slowakei angetreten. Griechenland war von 1941 bis 1944 von den Deutschen besetzt, und sie haben auch dort grausam gewütet – rund 130 000 griechische Zivilisten bei »Sühne- und Vergeltungsmaßnahmen« ermordet, 59 200 Juden in die Vernichtungslager deportiert und an die 300 000 Griechen verhungern lassen. Von 1943 bis 1944 war der »Judenberater« aus der Gesandtschaft meines Großvaters, Dieter Wisliceny, in Saloniki stationiert. Rückblickend erscheint es mir sonderbar, wie unbeteiligt wir die Akropolis besichtigt haben. Als habe diese ganze Geschichte mit uns rein gar nichts zu tun.

Wir haben dann die Fähre auf eine Insel genommen, die unser Freund Andy uns als Geheimtipp empfohlen hat. Es gibt dort, wie wir nach der Ankunft feststellen, nur wenig Ausländer. Im Dorf ist alles noch überschaubar, die große Tourismuswelle wird erst zehn Jahre später einsetzen. Mein Bruder wechselt die Worte und sagt Terroristen, wenn er Touristen meint. Natürlich hat auch er von der RAF gehört, deren führende Köpfe gegenwärtig im dritten Hungerstreik sind. Holger Meins wird an den Folgen sterben und Ulrike Meinhof wird zu acht Jahren Haft verurteilt. Wir wohnen in einem der Bungalows von Jimmy, einem älteren Amerikaner, der sich vom Whiskey das Beste schon hat nehmen lassen.

Eri hat von dem angeblich einzigen Intellektuellen auf der Insel, einem irischen Dichter, gehört. Sie drängt es sogleich danach, diesen Mann kennenzulernen. Im Gepäck hat sie einen englischen Gedichtband, den sie fortan demonstrativ unter dem Arm trägt, in der Hoffnung, das müsse dem großen Dichter auffallen. Sie ist wie immer höchst apart gekleidet: kurzer Jeansrock, T-Shirt feinster Marke und eine bunte Perlenkette um den Hals. Meine aufgeschlossene, fescche Mutter ist für die Einwohner erwartungsgemäß eine Attraktion. In der einzigen Taverne am Ort schicken so manche Bewunderer als freundliche Geste eine Karaffe Wein an unseren Tisch. Einige Herren versuchen, Eri mit ihren Tänzen zu imponieren. Ihre Männlichkeit gepaart mit Eleganz, wenn sie mit lässig ausgestreckten Armen, mit den Fingern schnippend, kunstvoll die Füße kreuzen, sich drehen, hüpfen und auf die Schenkel klatschen, erzeugt ein erotisches Kribbeln, das mir Zwölfjährigen nicht verborgen bleibt.

Selbst an diesem für uns einstweilen noch unbekannten Ort sorgt die Deutsche für gute Stimmung. Sie flirtet mit den ansässigen Griechen zwar auf Deubel komm raus, erhört sie aber nicht. Sie interessiert sich einzig für den Iren. Er heißt Patrick und gibt hier wie ein König für seine Untertanen Audienzen. Seine fulminanten Erzählungen von Begegnungen mit dem

berühmten Dichter Ezra Pound in Rom und seine leidenschaftlichen Rezitationen wundervoller Gedichte sprechen Eri zutiefst an – selbstverständlich meint sie, an Patricks Seite zu gehören. Dieser meist völlig schwarz gekleidete Wortkünstler hat sich unter Irlands modernen Poeten einen winzigen Namen gemacht. Er hat eine warme Ausstrahlung, eine gewisse Grandezza und großzügige Autorität, die sie wohl an ihren Vater erinnern. Möglicherweise sind es auch sein Narzissmus und sein gelegentlicher Befehlston, die ihr vertraut vorkommen. Patricks Gestik, sein wellig blondes Haar, seine großen Ohren und eindrucksvolle Nase verleihen ihm einen Sexappeal, der vergessen lässt, dass er in Wahrheit keine besonders attraktive Erscheinung ist. Sobald er auftaucht, wird es gesellig und lebhaft wie auf einer Bühne. Die theatralisch veranlagte Eri ist ganz in ihrem Element. Wo ist die Ziehharmonika?

Natürlich hat der Poet sofort ein Auge auf die hübsche Frau geworfen. Mit genügend Wein im Leib preist er Ericas Vorzüge in gloriosen Worten. Meine Großmutter nennt er bald »Grand Mama« oder »The Queen« und er neckt sie liebevoll, weil sie anstelle von »so far« Sofa sagt. Erla, die des Englischen nur mäßig mächtig ist, zeigt sich für solche Scherze durchaus empfänglich, denn Humor hat sie ja genügend. Aber dieses alkoholgeschwängerte Treiben und diese mediterrane Art behagen ihr nicht, auch wenn Eri sie mit unserer Betreuung beschäftigt und von den ärgsten Ausschweifungen auf diese Weise fernhält. Erla ahnt, was vorgeht, doch sie fragt nicht weiter und duldet die Eskapaden ihrer abenteuerlustigen Tochter schweigsam. »Ach, Kind«, seufzt sie manchmal, aber wie üblich hört das Kind nicht hin oder wiegelt ab. Für meinen Bruder und mich ist es ein Glück, dass Erla da ist, sie versorgt uns und ist unsere Ansprechpartnerin. Meine Mutter hat dadurch die nötigen Freiheiten, sich Patrick zu widmen. Ich verkrieche mich hinter meinen Büchern und verschlinge in den zwei Wochen Aufenthalt elf Bände.

Es ist nicht nur das magische Licht, das uns von nun an regelmäßig auf die Insel zurückkehren lässt, und auch nicht das türkisblaue, saubere Meereswasser. Die tolerante Lebensart der Griechen und all die Individualisten, Künstler und Exzentriker, die auf diesem kleinen Stück Land mitten im Meer einen Existenzraum gefunden haben, entsprechen dem Naturell meiner Mutter: spontan, herzlich, kreativ und unprätentiös. Das, was sie hier entdeckt, ist ein Bruch mit der Bürgerlichkeit, eine Abkehr von den strengen Gesellschaftsstrukturen, in denen sie aufgewachsen ist und bis dato gelebt hat. Wer im Leben keine innere Sicherheit gefunden hat, begegnet in dieser wunderbaren Umgebung einer Gemeinschaft seinesgleichen. Denn nicht nur die Erfolgreichen und Schönen versammeln sich am Ort, sondern auch die gesellschaftlichen Versager, die Aussteiger – und alle haben irgendwie miteinander zu tun, fast so, als gebe es keine Klassenunterschiede. Findet man sich im Alltag mit seinen reglementierenden Strukturen nicht zurecht, so kann man sein Gefühl von Fremdsein unter diesen Menschen ablegen, denn sie tolerieren sich mit ihren Eigenarten. Niemand fragt hier nach der Vergangenheit. Eri empfindet erstmals einen Anflug von Unbefangenheit. Sie erfüllt sich den frühen, schon als junges Mädchen in Salem geäußerten Wunsch, endlich in den Tag hineinleben zu können. Keine Uhr, keine äußeren Zwänge. Wird sie das endlich von ihren widerstreitenden Gefühlen bezüglich ihrer Vergangenheit befreien? Die innere Ruhe, nach der sie sich so sehnt, findet sie jedenfalls nicht, ganz im Gegenteil.

Sie mag nun ihren Vornamen selbst mit dem »c« nicht mehr. Jetzt nennt sie sich gern Nora, das ist ihr dritter Vorname, denn so hieß eine weitere Freundin ihrer Mutter. Nora klingt sanfter, undeutscher und ist in Irland zudem ein beliebter keltischer Name, der dort Ehre bedeutet. »Erica!« ruft der Poet jetzt nur noch, wenn er sich über sie ärgert oder im Rausch ungehalten ist. Sonst spricht er sie zärtlich mit »Nora« an, und wenn er gnädig gelaunt ist, widmet er ihr das eine oder andere



17 Erika, Selbstporträt, Stuttgart, ca. 1959



18 Erika in Jugoslawien, 1954



19 Erika in Norderney, ca. 1955



20 Erika in Stuttgart, ca. 1957



21 Erika, ca. 1957



22 Erika mit Heinrich Senfft, Berkeley/USA, 1960



23 Erika mit Mann und Alexandra, 1962



24 Erika mit Alexandra und dem Schriftsteller Friedrich Sieburg, Gärtringen, 1962



25 Erika mit Alexandra und Sohn Johann Heinrich in Gärtringen, ca. 1966



26 Erika mit Alexandra, Fanø/Dänemark, ca. 1967



27 Erika mit Mann und Alexandra auf dem Weg zur Hochzeit einer Schwester, 1965



28 Erika mit Rut Brandt in Lapland/Norwegen, 1971



29 Erika in Kairo/Ägypten, 1976



30 Erika in Hamburg, 1976,
Foto: Richard Stradtman



31 Erla und Erika mit der Tochter
der Autorin, 1994



32 Erla mit der Autorin, 1996



33 Erika, 1976, Foto: Richard Stradtman

Gedicht. Einmal habe ich die beiden nach einem ausgedehnten Mittagessen, bei dem natürlich reichlich Wein geflossen und viel rezitiert worden war, während der Siesta versehentlich im Schlafzimmer überrascht. Erschrocken habe ich mich entschuldigt und fluchtartig das weiß gekalkte Häuschen am Meer verlassen. Meiner Mutter war das ausgesprochen peinlich, es plagte sie, wie ich das wohl aufgenommen haben würde, denn bislang hatte sie ihre Liaisons ja vor mir verborgen gehalten. Als sie mich ängstlich darauf ansprach, behauptete ich, ich freute mich, dass es ihr gut ginge, das sei doch alles kein Problem. Von dieser vermeintlich großzügigen Reaktion war sie tief beeindruckt. Die plötzliche Anerkennung meiner offenbar guten Charaktereigenschaften tat mir zwar gut, aber souverän bin ich wohl nicht gewesen: In Wahrheit blieb mir ja nichts anderes übrig, als die Tatsache dieser Beziehung zu akzeptieren, auch wenn ich noch immer hoffte, meine Eltern würden sich versöhnen. Für mich hätte meine Mutter diese Verbindung gewiss sowieso nicht aufgegeben. Sie erkennt in besinnlichen Momenten zwar, dass die Liebesgeschichte mit einem Alkoholiker auf sie nicht gerade den Effekt der Enthaltsamkeit hat, doch sie entscheidet sich für ihre übliche Unvernunft. Es ist außerdem ihre Art, unbewusst das emotionale Drama zu reproduzieren, das sie in der Adventszeit 1947 nachhaltig geprägt hat. Es ist die Destruktivität, die in Familien mit NS-Hintergrund häufig weiterzuleben scheint und sich klammheimlich ihre jeweiligen Formen sucht.

Dramen mit Patrick, die sind ihr gewiss. Nachdem wir in jenem Herbst 1974 wieder abgereist sind, bleibt sie weiter mit ihm in Kontakt und er hat wie schon zuvor der Architekt eine große Bedeutung für sie. Patrick und sie schreiben sich regelmäßig, die Briefe sind innig und voll alltäglicher Beschreibungen und philosophischer Ausführungen. Es scheint, als habe sie in dem Künstler einen Widerpart gefunden, mit dem sie sich fast symbiotisch verbindet. Oft träumt sie von ihm. Er erscheint vor ihr, gesund, in brilliantem Zustand und

elegant gekleidet – es ist ein Traum über sie selbst und über ihre Sehnsucht, ein ausgeglichener, starker Mensch zu sein. Seit einem Jahr, beichtet sie ihm, trinke sie zu viel und das sei schlecht für die Nerven. Sie hat ihm alles über ihren Vater erzählt und über die Witwe von Ernst von Salomon sogar noch eine englische Ausgabe des »Fragebogens« organisiert, die sie ihm postwendend schickt.

Mit ihrem Mann geht sie in Hamburg weiterhin auf Partys und Empfänge, doch sie langweilt sich zunehmend und ist stets der Versuchung erlegen, bis in die frühen Morgenstunden zu trinken und zu rauchen. »Ich dachte immerzu an dich. Und an meinen Vater«, schreibt sie Patrick anschließend. Dieser antwortet voller Zuneigung und bedeutet ihr, wie wichtig sie ihm als Person sei, ja er nimmt sie überaus ernst: »Ich lebe in der Erinnerung an deine sanfte Präsenz – deine eigenen Momente von Schweigen, deine einsamen Schwimmausflüge weit hinaus ins Meer, deine kleinen Verrücktheiten, deine Nervosität, deine Sorge und mädchenhafte Unbesonnenheit, deine Versuche, dir das Lachen zu verkneifen, deine unauslöschlichen Erinnerungen an die Kindheit, deine Liebe für deinen Vater.« Er bestärkt sie, ihren Vater stolz zu lieben, so wie dieser sie geliebt habe. »Er hätte bei uns sein können, wenn die Geschichte nicht so grausam gewesen wäre. Aber er war im Geiste unter uns, für mich ebenso sehr wie für dich, durch die Art, wie er dich beeinflusst hat und du mich im Gegenzug.«

Eri ist selig – endlich ist da jemand, der sie mit ihrem Leid erkennt und ihr sagt: Du darfst deinen Vater lieben. Patrick hat die Stellen im »Fragebogen«, in denen Hanns Ludin vorkommt, sogar zweimal gelesen. Sie haben ihn sehr bewegt: »Er muss ein feiner und guter Mann gewesen sein«, schreibt er ihr, »demütig, menschlich, selbstkritisch und verantwortungsvoll bis in den Tod. Er liebte sein Land. Hat irrtümlich falsch geurteilt. Erkannte es zu spät, nahm seine Verantwortung und die Strafe an und zahlte den furchtbaren Preis.« Patrick nimmt Eri die Last von den Schultern, er sagt ihr nicht nur, dass ihr Vater

ein aufrechter Mann gewesen sei, sondern befreit sie eine Zeit lang auch von dessen Schuld. Denn es ist seiner Meinung nach nicht fanatischer Nationalismus, sondern Patriotismus gewesen, der ihn getrieben hat. »Sein jugendlicher Glaube an ein vereintes Europa, an ein ehrliches Deutschland, war rein, sein Leben war untadelig und sein Schicksal das des Opfers eines Systems, das er nicht als böse erkannte. Er hätte auf so viele Weisen fliehen können – wie es so viele der Schuldigen taten –, aber weigerte sich. Integrität und Selbsterkenntnis müssen diese unglaublich schwierige Entscheidung und diesen schmerzhaft hinausgezögerten Tod leichter gemacht haben – insofern der Tod je einfach ist«, fährt Patrick fort.

Schier aufgelöst schreibt Eri ihm zurück, so habe noch nie jemand mit ihr über ihren Vater gesprochen, kein Wunder, dass sie diesen Mann liebt. Von den deportierten Juden und den anderen Vergehen kann Patrick freilich nichts wissen, denn davon steht im »Fragebogen« nichts. Und so hilft er ihr zwar, zu ihrem Vater liebevoll zurückzufinden, nicht aber, dessen Schuld in ihr inneres Bildnis von ihm zu integrieren. Er rät ihr, den Horror der Vergangenheit zu vergessen wie einen nächtlichen Sturm, der an einem schönen neuen Morgen verflogen ist. Anfang Dezember 1974 schreibt sie ihrem Geliebten: »Gute Nacht, ferner Herr. Eine merkwürdige Welt, merkwürdige Begegnungen. Heute vor siebenundzwanzig Jahren haben sie meinen Vater gehenkt. Heute hast du angerufen. Meines Vaters Tochter küsst dich.«

Eri arbeitet inzwischen freiberuflich für eine kulinarische Zeitschrift, die mein Vater spaßhaft »Fressen und Kotzen« nennt. Sie lädt Freunde zum Fotoshooting ein und es gibt ein geselliges Fleischfondue mit köstlichen Saucen am großen Tisch auf der Terrasse unserer Hamburger Wohnung. Sie ist stolz auf ihre Arbeit und bekommt neue Aufträge. Sie könnte Karriere machen, einen Beruf haben, der ihr die erwünschte Unabhängigkeit bringt. Doch sie verfolgt dieses Ziel nur sporadisch und ohne den nötigen Ehrgeiz. Einmal verpatzt sie

sogar die Abgabefrist. Beim Friseur hebt sie eine ihrer abgeschnittenen Locken auf und sendet sie ihrem Poeten, sie sei seine Muse, sagt sie, und will doch seine Prinzessin sein. Gelegentlich treffen sie sich, in Italien oder Griechenland. Er nennt sie wegen ihrer Kochkünste »Madonna della Cucina«. Auch das stärkt ihr angeschlagenes Selbstbewusstsein und sie fühlt sich von diesem Mann getragen und gehalten, es scheint ihr, als sei da endlich einer »stärker als sie«. Sie habe doch viel mehr Kraft als ihre Mutter und ihr Mann, behauptet sie, und sie habe es satt, immer »die Lebensspenderin« zu sein. Sie habe die Anlage zur Lebenskünstlerin, sagt sie zu Heiner, aber sie könne das nicht ausleben, weil er sie in allem brauche und sie damit immer weiter lähme. Es lähmt sie auch, dass er ihr im Streit ihren Vater vorhält, denn je mehr er sich historisch und politisch informiert, umso mehr irritiert ihn die unaufgearbeitete Familiengeschichte seiner Frau. Mitunter hat Eri kleine Zusammenbrüche, doch dann rappelt sie sich wieder auf, uns Kindern zuliebe, das zumindest gibt sie vor. Ihrer Schwester Ellen erzählt sie bald mit Nachdruck, sie wolle sich von meinem Vater scheiden lassen, denn so wie bisher wolle sie nicht weiterleben. Gleichwohl beendet sie die Beziehung zu ihrem Mann nicht aktiv, sondern tut alles, damit diese in die Brüche geht.

Gegenüber Patrick entwickelt sie derweil große Verlustängste, wegen seiner angeschlagenen Gesundheit fürchtet sie, ihm könne etwas zustoßen. Sie trägt ihm auf, er möge besser auf sich achten und Vitamine essen, denn das Trinken bekomme ihm nicht und zerstöre seinen Selbstrespekt: »Eine Sache macht mir Sorgen: Wenn dir etwas passiert, werde ich sterben. Ich würde mich nicht umbringen, aber sterben. Ich weiß, das klingt pathetisch, aber es ist die Wahrheit. Ich kann es ertragen, fern von dir zu sein, selbst wenn ich wüsste, dass du glücklich mit jemand anderem bist. Aber bringe dich nicht um. Einmal war genug«, schreibt sie ihm, Anfang 1975 aus Hamburg an die amerikanische Universität von Kairo, wo

Patrick englische Literatur unterrichtet. Als Absender nennt sie neuerdings ihren Mädchennamen: Ludin. Sie selbst trinkt auch immer mehr und nimmt keine Aufbauvitamine, sondern Valium zu sich, damit sie schlafen kann und nachts nicht von Alpträumen gequält wird.

Die Sache mit Patrick wird immer belastender, schließlich ist er kein zuverlässiger Mensch und zudem ein mitunter recht aggressiver. Dennoch oder gerade deswegen hat er großen Einfluss auf sie: Er weist sie sofort in ihre Schranken, wenn sie zu bestimmend wird; er lässt sich von ihr nichts bieten und entscheidet, wann er für sie erreichbar ist – und das wird immer seltener. Unter Alkohol lebt er seine zerstörerischen Charakterzüge ungehemmt – und stellvertretend für sie – aus. Sie erduldet es, wenn auch unter Kummer, dass er sie schlecht behandelt, und nimmt es sogar hin, dass er neben ihr bald andere Frauen hat und eines Sommers die schöne Laila aus Kairo auf die griechische Insel mitbringt. Sie sagt ihm, ihr Vater sei zwar auch ein Schwerenöter gewesen, habe sich aber niemals so schlecht benommen wie er. Sie sagt es in eindeutigen Worten, die keinen Zweifel daran lassen, dass sie von den Ausschweifungen ihres Vaters sehr wohl weiß. Sie weiß viel mehr, als sie sich anmerken lässt.

Wenn der Ire sich mal länger nicht meldet, wird sie unsicher. Er solle sofort auf ihre Briefe antworten und sagen, wie es ihm geht, verlangt sie, und das am besten »betrunken, denn dann kommt vielleicht die Wahrheit heraus«. *In vino veritas*. Trinkt auch sie, damit »die Wahrheit herauskommt«? Oder soll der Alkohol den unerträglichen Schmerz dämpfen, den »die Wahrheit« in ihr verursacht, die sie trotz aller süßen Worte und Beteuerungen schon längst kennt?

Einige Male besucht sie Patrick in Kairo. Sie läuft dort eher als sein Anhängsel mit und vergnügt sich mit ihm – aller Mondaunität zum Trotz: etwas verschüchtert – in Bauchtanzbars. In einer Nacht galoppiert sie mit ihm auf Berberpferden um die Pyramiden und unvergesslich sind die dekadenten Bootsfahr-

ten auf dem Nil. Wie einst auf den Philippinen mit ihrem Mann ist sie kurzzeitig wieder in einem Traumland, erfüllt von neuen, märchenhaften Eindrücken, die den Alltag vergessen lassen. Einmal kommt sie gar mit einem neuen Rechercheauftrag in die arabische Metropole, sie will die Couscous-Küche erforschen, ein Beitrag, der später in ihrer Zeitschrift abgedruckt werden wird. Neben dem Foto zum Beitrag heißt es, zwischen Kochen und Tischdecken entspanne sich die Autorin bei einem Glas Wein mit einer Zigarette. Da strahlt Eri, auf unserem großen, weißen Wohnzimmersofa sitzend, mit einer Bobfrisur, einem bunten Tuch eng um den Hals gebunden, mit hohen Lederstiefeln unter halblangem Jeansrock (so war das in den 1970ern schick) in die Kamera. In der einen Hand hält sie im Schoß ein Buch von Patrick, in der anderen lässig erhoben die Zigarette. Neben ihr leuchtet weich die italienische Lampe auf dem Beistelltischchen, im Hintergrund der silberne Samowar, auf dem Glastisch vor ihr das gefüllte Weinglas. Sie hat den Namen ihres Vaters jetzt sogar an ihren Ehenamen gehängt und präsentiert sich mit ihrem alten neuen Namen als Autorin.

In Patricks Kairoer Universitätswohnung wird ausgiebig getrunken und Shisha geraucht. Allmählich wird ihr das zu viel, zumal der Poet mittlerweile mehr mit seinen Auftritten als mit ihrem Seelenleben beschäftigt ist. Als eine ihrer Freundinnen zu Besuch kommt und nachts von seinem Butler in höchst erigiertem Zustand angefallen wird, ist für Nora das Maß voll. Sie reist ab und kehrt zu uns nach Hause zurück. Nach Täbris an die iranische Universität ist sie Patrick auch gefolgt, aber das war wohl ein ziemlich trostloser Besuch an einem der denkbar trostlosesten Orte, denn sie hat darüber nur wenig erzählt. Geblieben ist als Souvenir lediglich ein Handtuch, das sie aus dem Hotel mitgenommen hat. Ich habe keinerlei Erinnerung mehr daran, wer während ihrer Reisen auf uns aufgepasst hat, ich vermute, es waren meine Großmutter und mein Vater unterstützt von irgendwelchen Kindermädchen.

Nicht nur Eris Auseinandersetzungen mit ihrem Mann werden immer gehässiger, sondern auch die mit Erla. Beide Beziehungen gehen in die Brüche, denn Eri zerstört das, was an einstigem Vertrauen und Zuwendung vorhanden war, durch zunehmend scharfe und irrationale Vorwürfe. Ihrer Mutter schleudert sie entgegen, ihr nicht genügend zur Seite zu stehen, und dass ihr Vater sich zweimal schuldig gemacht habe: Erst habe er als Nationalsozialist Unrecht begangen und dann gar noch seine Familie verlassen. In der Straßenbahn schreibt Erla ratlos einen sehr ernsten Brief an ihre Tochter. Er ist ebenso verzweifelt wie streng urteilend: »Du hast nicht den geringsten Abstand bzw. keinerlei Objektivität dir gegenüber, betrachtest dich immer nur als ›Opfer‹, gar ›Missbrauchte‹. Du wühlst in Erinnerungen, die sich dir gegenüber verändern, die mit dem Heutigen nicht das Geringste zu tun haben. Du siehst nur das, was schwer oder unangenehm war, steigertest dich in Übertreibungen hinein, die das Mitleid, das du mit dir hast, nur noch vergrößern.« Erla analysiert hier durchaus scharfsinnig, dass ihre Tochter die Gefühle von damals mit den heutigen verwechselt und dass sie überhaupt nicht in der Lage ist, ihre Situation nüchtern von außen zu betrachten, weil sie nur von ihrem eigenen Standpunkt aus urteilt. Ihren Schwiegersohn verteidigt Erla auch und sagt, Eri verletze und nutze ihn aus. Und dann ihr Fazit: »Du liegst mir buchstäblich im Magen!« Ja, uns allen in der Familie liegt Eri oder das, was sie an Unverarbeitetem repräsentiert, im Magen, bis heute. Im Traum sieht Eri manchmal gewaltsame Episoden, die ihr Angst machen und ihr jedes Gefühl von Schutz nehmen. Da kommt mein böser Vater und will sie ermorden oder sie mordet, jedenfalls fließt Blut. »Euer Vater hat euch nicht im Stich gelassen, ihr hattet ja mich, wenn auch ich aus deiner Sicht für dich immer nur eine Belastung war«, schließt Erla ihren Brief. Sie wird ihn nie abschicken. Eines harten Wortes ist sie nicht fähig, sie unterdrückt ihre eigenen Aggressionen, die sie gegen ihre äußerst provokative Tochter hegt. Harmonie, alle wollen Harmonie.

Ein Hahn kräht und zur Antwort geifern aufgeregte Trutzhähne. Das weckt mich aus meinem Tiefschlaf und ich denke, es ist noch früh am Morgen. Tatsächlich habe ich selig wie ein Baby in der Wiege geschlafen und es ist schon spät: Mein erstes Erwachen im griechischen Haus, im Paradies. Nur mit einem T-Shirt bekleidet gehe ich auf die Terrasse und blicke über den Garten hinunter in die Bucht. Die Sonne scheint, das Meer ist spiegelglatt. Von überall dringen vertraute Geräusche zu mir hinauf. Wegen des ungewöhnlich vielen Regens im vergangenen Winter ist auf manchen Weiden noch ein Hauch von Grün zu erkennen und jetzt sehe ich, dass die Rosen im Innenhof üppig blühen. Die dicken Mauern unseres Hauses dünsten die Feuchtigkeit der Wintermonate aus, die Sonne und die leichte Brise trocknen jede Ecke und Ritze. Nachts hat in der Küche eine Maus gewütet und auf dem Tresen Dokumente ihrer Existenz hinterlassen. Ich wasche mir im Badezimmer das Gesicht, putze die Zähne. Dort hängen untereinander die eingerahmten Fotos dreier Frauen: ganz oben Erla als junge Frau, pausbäckig und verträumt, darunter meine Mutter, zur Zeit der Aufnahme etwa im gleichen Alter, melancholisch in die Kamera blickend, und zuletzt ich als Zwanzigjährige – ausgelassen lachend. Mein Bruder hat unsere Fotos dort aufgehängt. Irgendwann sollten wir auch ein Bild meiner Tochter hinzufügen, schließlich gehört sie zur nächsten Generation von Frauen in unserer Familie.

So in Gedanken versunken, rufe ich den imaginären Mann herbei, damit er gemeinsam mit mir einen Caffè Latte trinke. Die schöne Aussicht überwältigt ihn. Zwischen uns besteht eine starke Anziehungskraft, ich spüre den intensiven Drang, ihm so nahe wie möglich zu sein. Mir fällt der Film »Der Rausch der Tiefe« ein, in dem ein Taucher sich mit der Unterwasserwelt verbindet, er reißt sein Sauerstoffgerät weg und gleitet umgeben von Fischen für immer in eine Welt voller Geheimnisse hinab. Hat meine Mutter diesen Moment der Erlösung gesucht? Dieses Gefühl von Losgelassenheit, jene Sekunde, in

der alles vollkommen und unbeschwert ist? Endlich Ruhe vor den verwirrten, verwirrenden Gedanken und Gefühlen?

Das Telefon klingelt und ich schicke den Mann wieder fort, damit ich ihn mit meinen ungestillten Bedürfnissen nach Geborgenheit nicht zu sehr belaste. Er kann mir die verlorene Sicherheit meiner Kindheit nicht zurückgeben und auch die Sehnsucht nach Nähe nicht stillen. Ich muss mich abfinden mit der Trauer über diesen Verlust, anstatt vor ihr zu fliehen. Patricia ist in der Leitung und wir verabreden uns zum Abendessen. Später tauche ich in das herrlich kühle Meer und schwimme weit hinaus, bin wieder jener Delphin von damals. Ich erinnere mich, wie ich mit meiner holländischen Freundin Irene einst mitten in der Nacht den Oktopusfischern gefolgt bin. Die Erwachsenen haben uns gar nicht vermisst, obwohl wir uns nicht abgemeldet hatten. Eri war mit Irenes Vater Jack befreundet. Heute sprechen wir über das wilde Treiben unserer Eltern und fragen uns, was sich so verändert hat und warum wir so viel »vernünftiger« erscheinen; derweil unsere eigenen Kinder im Sand spielen und scheinbar unbeschwert heranwachsen. Was reichen wir an sie weiter, was haben wir ihren kleinen Seelen schon aufgebürdet? Über meinem Schreibtisch hängt Patricks eingerahmtes Gedicht von den streunenden griechischen Hunden, das er Nora gewidmet hat. Ein seltener Greifvogel segelt an meinem Fenster vorüber.

In jenen Sommern in Griechenland besuchte uns oft der eigentümliche Eselsmann Sotiris. Er hatte wirres Haar und konnte einige Brocken Deutsch, mit denen er nicht ganz ohne Erfolg blonde deutsche Touristinnen zum Betatschen in sein Haus lockte. An meiner Mutter, wenn auch nicht blond, wollte er sich auch mal gütlich tun und sie hatte Mühe, ihn abzuwehren. Wir hatten in den ersten Jahren auf der Insel unzählige Mondscheinpartys gefeiert, auf denen Gedichte vorgetragen, melancholische irische Lieder gesungen und griechisch getanzt wurde. John aus Limerick war ein Meister auf der Man-

doline, mit seinen früh ergrauten Haaren sah er wie ein Barde aus einem anderen Zeitalter aus. Wenn er genügend getrunken hatte, pflegte er ins Hafenbecken zu fallen, wo man ihn unter viel Geschrei und Gelächter mühsam wieder herausfischen musste. Wir haben Bob Dylan gesungen, besonders gern »Blowing in the Wind«. Ich sprach damals nicht viel und war extrem schüchtern, aber das Geschehen habe ich intensiv in mich aufgesogen. In guten Momenten war meine Mutter sehr liebevoll, aber man konnte nie voraussehen, wann es einen solchen guten Moment geben würde.

Diese Insel ist der Ort, an dem ich zur Ruhe komme und eine seltene Gelassenheit spüre. Unser Haus, das unsere Mutter selbst entworfen und mit all ihrer Kraft hat bauen lassen, strahlt die Wärme aus, die ihr innewohnte, es ist fast, als säße ich wieder auf ihrem Schoß und sie tröstete mich leise summend wie einst, wenn ich mir als Kind wehgetan hatte. »Unser Dorf« ist mittlerweile dreimal so groß wie früher und in der Sommersaison ist es so überfüllt, dass man sich an manchen Abenden durch die engen Gassen drängeln muss. Alle Tavernen und Restaurants sind dann ausgebucht, sofern sie nicht bereits von Schnellimbissen verdrängt wurden. Der Eselsmann ist auch schon lange nicht mehr auf seinem Vierbeiner unterwegs und er belästigt auch keine Touristinnen mehr. Manchmal wandert er, auf einen Schäferstock gestützt, durch den kleinen Hafen und schaut sich die fremden Leute an; ich wüsste zu gerne, was er dabei denkt. Auf dem benachbarten Hügel wohnen noch immer die Bauern Christos und Maria mit ihren Kindern und Kindeskindern. Ich habe die Familie wachsen gesehen und sie meine.

Mit dem alten Peugeot Diesel Automatik fahre ich ins Dorf hinunter. Ich habe vor dem Essen mit meiner Freundin Patricia noch ein wenig Zeit und schlendere durch die Gassen zum kleinen Fischerhafen. Wieder das betörende Abendlicht. Auf einer Bank sitzt ein Mann mit silbernem Haar und schaut dem Spektakel am Himmel zu. Er ist tief versunken in diesen An-

blick und wirkt wie ein Heiliger. Ich bin gerührt, als ich erkenne, dass es der gealterte John, John, »der Barde«, ist. Er ist schon seit vielen Jahren abstinent und besucht die Insel im Frühjahr alle Jahre wieder. »Hallo Sexysocks«, sagt er. Diesen Namen hat er mir vor vielen Jahren mal in Hamburg verpasst, als ich gern rot-weiß gestreifte Strumpfhosen trug. John ist nicht minder bewegt, mich zu sehen. Wir sprechen über früher, über diese unwiederbringlich schöne Zeit. All seine innere Wut sei verraucht und sein Schmerz, der ihn trinken ließ, überwunden, sagt er; er könne sich ganz gelassen auf sein Alter vorbereiten. »Mir geht es so gut wie noch nie«, fügt er lächelnd hinzu und er wirkt in der Tat wie ein weiser Mann, der sein Glück gefunden hat. Dann erwähnt er Nora – sie habe sich stets geärgert, wenn er sie Erika genannt habe. »Deine arme Mutter«, murmelt John und blickt hinüber zur Bucht, wo gerade die Sonne verschwunden ist.

Auf dem Friedhof

»Ich habe mich letzte Nacht betrunken«, sagt sie kurz und bündig. Sie sagt es in einem Ton, der nach Ankündigung klingt: Mädchen, jetzt brechen andere Zeiten an. Eigentlich ist meine Mutter wohl nur verzweifelt, dass sie so weit gehen konnte, sich besinnungslos zu betrinken, oder sie schämt sich schon wieder, nicht aus dem Bett gefunden zu haben. Ich hingegen weiß überhaupt nicht, wie ich diese Information aufnehmen soll, erwidere ein paar besänftigende Worte, vielleicht auch ein paar mahnende, die Tragweite ihrer Verlautbarung bleibt mir jedenfalls verschlüsselt. Allerdings werde ich bald herausfinden, was damit gemeint ist. Hamburg 1976, mein Bruder ist elf und ich bin vierzehn Jahre alt – genauso alt, wie meine Mutter war, als ihre Kinderwelt zusammenbrach.

Wenn wir von der Schule heimkehren, liegt Eri oft noch im Bett. Ich weiß heute nicht mehr, wie wir morgens überhaupt zur Schule kamen, wahrscheinlich waren gelegentlich Freunde da, die uns Frühstück machten. Ich erinnere mich aber auch noch an all die frühen Stunden, in denen ich allein aufstehen musste, ein Frühstückstisch für mich zwar gedeckt, der Teller jedoch kalt und leer wie auch die Tasse. Natürlich habe ich regelmäßig verschlafen, mich im Fluge angezogen und bin völlig abgehetzt ohne Essen zu spät in den Unterricht gekommen. Die Ermahnungen oder Strafen meiner ahnungslosen Lehrer bekamen doppeltes Gewicht.

Mittags machen wir Schlüsselkinder uns etwas auf dem

Herd zurecht: Experimentierküche, das bringt sogar Spaß. Unsere Versuche, Pfannekuchen zu backen, sind allerdings nicht gerade von Erfolg gekrönt. Natürlich hungern wir nicht. Irgendetwas Essbares gibt es immer oder Eri steht dann doch auf und zaubert etwas auf den Teller. Nahrung ist wahrlich unser geringstes Problem. Schlimmer sind diese geradezu wahnwitzigen Schreie, die aus dem Schlafzimmer dringen. Meine Mutter brüllt wie eine verletzte Elefantenkuh, der die Jäger soeben das Baby gestohlen haben. Mitunter sind ihre Hilferufe so grell, als würde sie von einem Messerstecher überfallen. Sporadisch taucht sie in einem dünnen Nachthemdchen auf, zerzaust, als habe sie im Bett gegen Monster gekämpft, und redet wirres Zeug. Oder sie schimpft aggressiv über unseren Vater, der mittlerweile endgültig ausgezogen ist. Im Detail legt sie uns dar, was für ein Verbrecher er sei – und überhaupt an allem schuld. Ihr Mann, das ist der geliebte Feind, von dem sie nicht lassen will, nein, von dem sie nicht lassen kann, weil er von ihr zum Träger ihrer eigenen aggressiven Anteile geworden ist, jener psychischen Anteile, die sie an sich nicht wahrhaben will. Böseartig ausgedrückt ist ihr Mann ihr »Jude« geworden, sie fühlt sich von ihm bedroht und sieht in ihm alles Schlechte, sie vernichtet ihn verbal. Düstere Erbe: Die Nationalsozialisten haben auf ihrem fanatischen Weg zum »neuen Menschen« ihre destruktiven, ihre bösen Anteile verleugnet, sie haben sie aus ihrem Dasein ausgelagert und auf »die Juden« und »andere Minderwertige« übertragen. Mit Auschwitz wollten sie das Böse ein für allemal vernichten, um den Zustand »absoluter Reinheit«, »absoluter Wahrhaftigkeit« zu erreichen. Doch auf der Suche nach der »Befreiung von dem Übel« sind sie selbst zur obersten Instanz des Bösen und Destruktiven geworden.

So verstehe ich auch das Bestreben von Hanns Ludin, der, wie seine Frau sagte, stets nach Vollkommenheit trachtete. Was verstand mein Großvater schon von Wahrhaftigkeit – ein großes Wort, was er gewiss ehrlich empfand? Der Wahrhaftigkeitsan-

spruch der Nazi-Ideologie beruhte darauf, die Wahrheit der anderen nicht wahrzunehmen und sie zu zerstören. Auch mein Großvater kann die Opfer nicht wahrgenommen haben, sonst wäre er rechtzeitig aus dem System ausgestiegen oder hätte am Ende deutlich erkannt, dass er sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat. Als enge Verwandte, als Nachkommen, stecken wir in diesem System der Verleugnung und Abspaltung – die Täter, die Bösen, das sind immer die anderen. Sind nicht wir die Opfer – Opfer der Zeit, Opfer der Umstände, Opfer falscher Entscheidungen? Es ist verführerisch, sich an die positiven Seiten eines Menschen wie Hanns Ludin zu klammern. Man gerät dabei in Versuchung, seine aggressiven Charakterzüge zu leugnen, sie zu verdrängen und dabei den Überblick zu verlieren. Auch ein guter Mensch kann schreckliche Dinge tun. Wir selbst können schreckliche Dinge tun.

Eigene Fehler kann Eri nicht eingestehen und aufheiternde Worte will sie nicht hören. Ihre »Vernunft« unternimmt zunehmend längere Ausflüge. Wenn sie zusätzlich zum Alkohol Tabletten eingenommen hat, kann die berauschende Mixtur explosiv werden. *In vino veritas*, dann brechen die aufgestaute Wut und Enttäuschung massiv aus ihr heraus und suchen sich willkürlich ihre Opfer. Wie war das peinlich, als sie sich bei einer Einladung, zu der wir ohnehin schon viel zu spät gekommen waren, auf den Küchenboden fallen ließ und, wütende Schreie ausstoßend, mit den Fäusten auf den Boden trommelte! Ihr Gastgeber hat sie ordentlich zur Raison gerufen, angeschrien hat er sie, das war richtig, denn daraufhin hat sie sich zusammengenommen. Der Abend war jedoch gründlich versaut, mein Bruder und ich aufs Neue nachhaltig verstört.

Nervös machen uns auch ihre ständigen Verspätungen, und dann gibt es gar noch einen Autounfall mit uns Kindern und unseren Freunden auf der Rückbank, ein Auffahrunfall, weil ihr Reaktionsvermögen eingeschränkt ist. Ein Schock, doch sie ist geistesgegenwärtig – geschickt handelt sie mit dem anderen Autofahrer aus, die Polizei aus dem Spiel zu lassen. Als

ich ihre Flaschen aus der Vorratskammer verstecke, kommt sie nachts in mein Zimmer, holt mich aus dem Tiefschlaf und macht mir eine Szene. Ich bin schon längst aus dem Bett gesprungen, denn die Situation ist unheimlich, um nicht zu sagen: beängstigend, ja, meine eigene Mutter macht mir Angst. »Gib mir die Flaschen zurück!«, herrscht sie mich an, doch ich halte wacker meine Stellung: »Nein!« Das erzürnt sie. Sie packt mich an den Haaren und zieht. Als ich zu weinen beginne, hält sie erschrocken inne und merkt, was sie tut. Plötzlich weint auch sie, versucht sich zu entschuldigen. Und schließlich hole ich den beschissenen Alkohol heraus, weil sie das in ihrer Notlage dringend braucht, und ich liebe sie doch so sehr.

In der Schule komme ich schlecht mit. Mein Bruder geht manchmal gar nicht mehr zur Schule und kommt überhaupt nicht mehr mit. Der Kleine ist so verletzt und ohnmächtig, dass er immer unbändiger wird. Als unsere Freundin Carola uns besucht, um nach dem Rechten zu sehen, droht er ihr mit Messern; ich habe mich offenbar völlig verschreckt hinter einem Sofa versteckt, sagt Carola, ich kann mich an diese Situation kaum noch erinnern, verdrängt habe ich sie wie so viele andere Szenen, weil mich diese Welle an Destruktivität zunehmend ängstigte. Carola will den rasenden Jungen zur Besinnung bringen und ruft das Jugendamt an. Mein armes Brüderchen, der bezaubernde kleine Blondschoopf mit dem kessen Gesichtchen, wird von den Beamten zur Rede gestellt und ermahnt. Das beruhigt ihn oberflächlich und trägt immerhin zur raschen Ernüchterung meiner Mutter bei. Die Sache mit den Messern hat der Bub sich vielleicht von ihr abgeguckt, denn eines Tages kam sie in die Küche geschwebt. Sie wankte nicht, sondern ging tastend wie auf einem Hochseil, bei dessen Überquerung jeder Schritt sitzen muss. Während sie auf ihren leeren Teller unzusammenhängende Brocken Hass auf die schlechte Welt spuckte, diese Welt, die ihr ein Leid antue, ergriff sie plötzlich das Messer und setzte es drohend an den

Hals: »Vielleicht sollte ich mich besser umbringen«, sagte sie, und mein Bruder und ich haben gar nichts oder sehr viel gesagt, ich weiß es nicht mehr, sehe nur noch, wie sie in dieser Stellung eine Weile verharrte, das Messer schließlich sinken ließ und sich dann, wenn ich mich nicht irre, wimmernd ins Bett zurückzog, wo sie gewiss noch einige Züge aus der Flasche nahm, damit sie schlafen konnte, in diesem verdunkelten Zimmer am helllichten Tag.

Gelegentlich kommt mein Vater, um nach uns zu sehen, er eilt herbei, wenn es ganz furchtbar ist, aber seine Anwesenheit macht alles nur noch schlimmer, denn sie provoziert meine Mutter zu neuen heftigen Ausbrüchen über den Mann, der sie vermeintlich im Stich gelassen hat. Das Im-Stich-Lassen hat sie durch eigenes Zutun bühnenreif neu inszeniert, dabei ist es doch schmerzliche Realität. Wenn wir bei unserem Vater in der Wohnung sind, bedrängt sie uns telefonisch, wir sollten nach Hause kommen, sie sei so arm dran und er doch so ein Lump. Sie hat sogar einmal die gläserne Treppenhaustür eingeschlagen, so außer sich war sie, weil mein Vater nicht aufgemacht hat, obwohl sie den Finger nicht vom Klingelknopf nahm. Es war schrecklich, sie da draußen, wir da drinnen. Sie war in diesen Momenten nicht mehr meine Mutter, sondern eine Krankheit.

Einem Wunder gleich steht sie eines Tages wieder auf und ist scheinbar normal, funktioniert und organisiert unser Leben mit straffer Hand und zärtlichen Gesten. In der Frühe wird sie zwar noch immer nicht richtig wach oder höchstens, um meinen Bruder in die Schule zu schicken und anschließend sofort wieder in die Kissen zu sinken. Aber sie kauft wieder ein, kocht und ist präsent. Sie fühlt sich voller Energie und Zuversicht, fast ein bisschen euphorisch an manchen Tagen, und schmiedet Pläne für die kommenden Monate. Sie wird das Los, als alleinstehende Frau zu leben, schon meistern, denkt sie sich, andere haben es ja auch geschafft. Für das Essmagazin macht sie nun auch wieder einige Seiten und berei-

tet dafür herrliche Gerichte vor. Sie schreibt reizende Briefe an ihre Mutter und ist kontaktfreudig wie früher. Während sie meinen Vater davon zu überzeugen versucht, wieder zu uns zurückzukehren, telegraphiert sie Patrick und bittet ihn, nach Hamburg zu kommen; das heißt, sie bietet es ihm großzügig an, denn sie weiß, wie verzweifelt er ist. Dem Iren passt der als Angebot verklausulierte Hilferuf ganz gut, denn sein Lehrauftrag im Iran und das lustlose Leben in Täbris sind so unerträglich, dass er nach einem Ausweg sucht. Von seinen Gedichten kann er nicht leben, also zieht er in die Hansestadt zu Nora; er kommt mit wenig Gepäck.

Wir haben viel Besuch von Freunden, auch einige irische Freunde auf Wanderschaft campieren zeitweilig bei uns; es ist ein offenes Haus voller Leben. Eri versucht, ihren Poeten in die Hamburger Gesellschaft einzuführen, ihm durch ihre guten Kontakte Jobs und Verleger zu vermitteln, viele der früheren Bekannten aber haben sich zurückgezogen, weil sie mit Eris Alkoholproblem nichts zu tun haben wollen. Einige Freundinnen überidentifizieren sich mit ihr als geschundener Frau und polarisieren die Welt ihrerseits, hier die Opfer, dort die Täter. Sie bringen ihr eigenes Gepäck mit und verstärken Eris Glauben an ein gnadenloses Schicksal, dem sie wehrlos ausgeliefert sei. Täglich macht sie neue Erfahrungen, die dieses vereinfachte Bild zu bestätigen scheinen.

Der erste Geiger eines berühmten internationalen Streichquartetts spielt in der Konzerthalle und macht Eri seine Aufwartung; offenbar hatte sie es ihm irgendwann einmal angetan. Als Kind war er in Auschwitz. Solche Informationen kann Eri immer weniger ertragen. Sie ist nicht ganz nüchtern, als sie den Künstler empfängt. Ich kann mich noch schmerzlich erinnern, wie erschrocken er über sie war. Das war nicht die Frau, die er einmal kennengelernt hatte, das war eine andere, eine fremde Frau. Nicht nur seelisch ist sie aus dem Gleichgewicht geraten, auch körperlich beginnt sie sich zu verändern: »Eri Lederfett« kehrt zurück. Der Virtuose bleibt nur kurz.

Ihre Persönlichkeitsstörung verschafft sich Raum. Man muss jedoch sehr genau hinsehen, um das zu erkennen, denn man merkt ihr in nüchternen Zeiten nichts an. Sie ist eine aufmerksame Zuhörerinnen und weiß, wie man andere tröstet, das kann sie gut. Sie bemüht sich phasenweise redlich, ohne einen Tropfen auszukommen, dann ist sie wieder die bezaubernde, anziehende Person von früher. Die Realität offenbart sich ihr aber zu hart, zu kristallklar, zu logisch, zu folgerichtig. Das kann sie mit ihrer zarten, verletzten Seele nicht aushalten. Eine Freundin schleppt sie zu den Anonymen Alkoholikern. Eri ist von den Lebensgeschichten dieser Menschen erschüttert – und spricht über sie wie eine Ärztin über ihre Patienten oder betrachtet sie wie Rilkes Panther hinter tausend Stäben; dabei ist sie selbst das unruhig auf und ab wandernde Wesen hinter Gittern. Aufgebracht, weil Heiner nun Anstalten macht, sich scheiden zu lassen, rät sie ihm, dringend einen Psychologen aufzusuchen, denn er benehme sich schizophoren. Mein Bruder randaliert zu Hause, und in der Schule stört er so massiv den Unterricht, dass eine schriftliche Verwarnung nicht ausbleibt.

Irgendjemand gibt ein astrologisches Gutachten von Eri in Auftrag. Anhand des genauen Geburtsdatums ermittelt der Astrologe das Charakterbild einer widersprüchlichen Person mit einem inneren Konflikt, einer Person, deren Nervensystem gefährdet ist. »In ihrem Inneren sind Sie unsicher«, heißt es da in fehlerhaftem Deutsch eng und säuberlich getippt auf vier Seiten, »doch nach außen wollen Sie eine starke Persönlichkeit zeigen und der Mittelpunkt sein, so eine Art Kontrolle haben über die anderen. Sie können sich so richtig stark fühlen, wenn alles nach Ihnen geht und Sie die Sache dirigieren können, so wie Sie wollen. Doch ganz anders sieht es aus, wenn Sie allein sind, keine Audienz mehr haben, nicht mehr Nummer eins sind: Dann fühlen Sie sich einsam und hilflos. Der Stress mit dem, was Sie nach außen zeigen, und dem, was Sie innerlich sind, wird Ihnen bestimmt gesundheitliche

Schwierigkeiten bringen.« Der Astrologe mutmaßt, dass der Konflikt der Untersuchten aus der Kindheit herrühre: »Der Vater kann eine Art Schwierigkeiten bedeuten oder er kann sterben, wenn man noch sehr jung ist. Der Vater kann im anderen Fall eine Art Hindernis bedeuten am Vorwärtskommen oder durch ihn können Sie Einschränkungen gehabt haben, also irgendetwas kann hier gewesen sein.« Wahrscheinlich muss man kein Astrologe sein, um bei näherer Betrachtung auf diesen Befund zu kommen. Aber es gibt niemanden, der diese schwierige Frau so gut durchschaut, zumal da ihre *Logorrhö* jede mögliche Frage nach ihrer Vergangenheit im reißenden Fluss der belanglosen Worte ertränkt.

Eri leidet unter »dem langen Schmerz der Trennung« von ihrem Mann so sehr, dass sie sich immer wieder betäubt und in einen Zustand kläglicher Auflösung flüchtet. Psychologisch betrachtet würde man bei ihr vermutlich von »Retraumatisierung« sprechen: »Dabei ist eine Traumatisierung weitgehend überwunden, später kommt es jedoch zu Erfahrungen, die ähnlich sind und das Alte wieder auftauchen lassen, unter Umständen in einer Intensität, als wäre kaum Zeit vergangen seitdem oder als wäre das vergleichsweise harmlose Ereignis der Gegenwart von demselben Bedrohungspotenzial wie das damalige«, so der Psychologe Müller-Hohagen.

Ein Verehrer und Freund, ein bekannter Verleger, kümmert sich väterlich um sie, er will »die Versinkende« retten. Er lädt sie nach Süddeutschland ein, sie rappelt sich auf, macht sich zurecht, streift ihre Perlenkette über und fliegt verschüchtert nach München. Dort macht er sie »intensiv auf ihre Neigung zum Selbstzerstörerischen« aufmerksam und dass sie damit auch andere zerstören könne. Sie wird nachdenklich und etwas ruhiger, doch dann bricht sogleich wieder der nächste Sturm herein. Ihre Freunde müssen eines Abends den Notarzt rufen, weil es ihr so elend geht, dass sie fürchtet zu sterben. Der Arzt gibt ihr eine Spritze und klärt sie über die Folgen von Alkoholismus auf. »Es ist nicht nur der Alkohol«, sagt sie zu

Patrick, der schwäche sie nur zusätzlich. Die Ursache für ihren Zusammenbruch seien all die niederdrückenden Probleme, kein Lichtblick, alles sei schrecklich.

Die Tatsache, dass Patrick nun bei uns in Hamburg wohnt, hält Eri nicht von ihren depressiven Rückzügen ab. Depressiv heißt bei ihr auch: destruktiv, regressiv. Der Poet soll ihr in diesen Zeiten als Krankenpfleger, Seelsorger und Liebhaber dienen, gewissermaßen als Dienstleister für ihr schicksalhafter Opferdasein. Zum Glück ist Patrick zu jener Zeit recht ausgeräumt und verantwortungsvoll, sodass er uns Kindern ein bisschen Halt bietet; und nett zu uns ist er auch. Er ist zwar ein verrückter Kerl, aber ich mag ihn gern. Wenn er nüchtern ist, kann er sehr fürsorglich sein; wenn nicht, ein ebenso großes Arschloch. Ich klammere mich an die Hoffnung, er könne meine Mutter von ihrem angsteinflößenden Fluch befreien, natürlich die reine Illusion, wie ich heute weiß. Viele Freunde sehen der Entwicklung ratlos zu, sie versuchen zu helfen, Lösungen für die Entgleiste zu finden, Perspektiven zu entwickeln – Perspektiven, die Eri allesamt nicht überzeugen, weil sie sie nicht SEHEN kann. Alle, die sich einsetzen, damit die Freundin wieder ins Gleichgewicht kommt, reden ins Leere hinein, denn Eri ist schon längst auf einer Reise, auf der sie niemand begleiten kann.

Sie ist fassungslos, dass ihr Mann nun offenbar endgültig gegangen ist, es ist das Ende. Obwohl sie an diesem Ergebnis genauso mitgewirkt hat, ist in ihren Augen allein sie die Geschädigte. Ein Knäuel von verwirrten Emotionen ist sie, weil die alten Gefühle von Verlust wieder hochkommen. Das Trauma von 1947 hat sie mächtig eingeholt. Sie verwechselt Heute mit Gestern und tobt gegen die Dämonen ihrer Trauer an, die sie zu verschlingen drohen.

Sie beginnt, uns Kinder zu instrumentalisieren. »Euer Vater will mich bescheißen«, sagt sie, als wir einmal zu viert beisammensitzen. Mein Bruder bricht daraufhin in Tränen aus und flieht in ihre Arme. Meinem Vater bleibt nichts anderes übrig,

als verbittert zu gehen. Das Thema Geld wird nun zum Dreh- und Angelpunkt ihres Konflikts. Eri ist der Ansicht, ihr Mann lasse sie verhungern, und so vermittelt sie das auch an die Außenwelt. Geldforderungen sind die einzige Möglichkeit, ihren Mann, den sie emotional verloren hat, noch zu erreichen. Dabei ist sie gut versorgt – hat eine große Wohnung, einen guten Lebensstandard, kann reisen und in Griechenland sogar ein Haus bauen. Doch da ihre geschiedenen Freundinnen aus der High Society mit ganz anderen Summen abgefunden werden, ist ihr das, was sie bekommt, nicht genug. Diese Frauen, die den Geist der 68er propagieren, sich links und emanzipiert geben, vertreten zugleich eine Anspruchshaltung gegenüber ihren Männern, die im erschreckenden Widerspruch zu ihrer vermeintlichen politischen Einstellung steht.

Von meiner Mutter aufgewiegelt, schreibe ich meinem Vater den einen oder anderen Brief und klage ihn an. Zwar beteuere ich, gänzlich aus eigenem Antrieb geschrieben zu haben, doch meine Wortwahl klingt nicht nach mir, sondern nach meiner Mutter – polarisierend, Schuld zuweisend. Unterdessen werden meine Schulleistungen immer schlechter. Der Mathematiklehrer und der Englischpauker können mich offensichtlich nicht leiden, möglicherweise schon deshalb nicht, weil ich manchmal unkontrollierte, fast hysterische Lachkrämpfe während des Unterrichts bekomme, welche die ganze Klasse anstecken, die Herren Lehrer in ihrer Festung aber nicht rühren. Das Lachen löst meine immensen inneren Spannungen, doch es ist mir später für viele Jahre im Halse steckengeblieben. Meine griechische Gebetskette schlage ich wie ein alter Grieche über meinem Zeigefinger hin und her, um mich zu beruhigen; meiner Klassenlehrerin geht das verständlicherweise bald wahnsinnig auf die Nerven – wieder eine Rüge. Ich verziehe mich zu Hause in mein Zimmer und male mit Wasserfarben prächtige, bunte Bilder von Vögeln, Kaikis im Fischerhafen, Stilleben mit Früchten und ein Selbstporträt mit Geige. Dabei träume ich mich in meine Musik und ihre Bot-

schaften hinein. Mein größter Star ist Bob Dylan, ich liebe aber auch die klassische Musik und höre manche Oper mehrmals hintereinander, vor allem »Die Entführung aus dem Serail«. Ich will zu einem Konzert von Leonard Cohen und wünschte, mein Vater würde mich in diese Welt entführen. Ich will die Konstanze im Serail sein und mich von Belmonte retten lassen. Mein Vater kann aber nicht, weil er auf Reisen ist. Also keine Entführung, keine Rettung, stattdessen der Traum vom Prinzen, der mich aus dem bedrückenden Alltag holt. Ich beschimpfe meinen Vater jetzt umso zorniger, wie egoistisch er sei, schließlich erzählt mir meine Mutter täglich, wie sehr er uns angeblich vernachlässige. Da ich ihr hilflos ausgeliefert bin, glaube ich ihr aufs Wort.

Ein Ehemann und Vater, der geht, macht sich schuldig. So fühlt Eri. Hanns ist schuldig, Heiner auch. Und so bekommt ihr verflossener Partner all die Enttäuschung, die Trauer und Wut zu spüren, die eigentlich ihrem Vater gilt. Und ihr selbst, die sie so unfähig ist, auf eigenen Füßen zu stehen. Fast alles, was Hanns damals in der Haft seiner ältesten Tochter geraten hat, verkehrt sie in das Gegenteil. Hat er nicht geschrieben, sie habe kein Recht, sich bei anderen zu beklagen, wenn ihr Leben schiefginge? Hat er sie nicht ermahnt, maßzuhalten? Sich körperlich und geistig zu bewegen, diszipliniert und adrett zu sein? »Ein Mädchen, eine Frau, die sich gehen lässt und die der Frau angeborene Zurückhaltung verletzt, verliert unrettbar die Achtung gesund denkender Männer.« Oh, welche Prophezeiung, welches Erbe!

Wenn ich mich nicht mit Malen, Musik und melancholischen Gedanken beschäftige, verbringe ich Stunden am Bett meiner Mutter und höre mir ihr Jammern an. Ich verstehe nicht, was ihr fehlt, und beziehe alles auf ihre Trennung von meinem Vater. Deshalb bin ich auch der Meinung, diese heftigen Gefühlswallungen müssten sich doch irgendwann legen. Ich rede auf sie ein, um sie davon zu überzeugen, dass es ihr doch gar nicht so schlecht gehe – sie habe einen Partner,

viele Freunde, gesunde Kinder, eine schöne Wohnung und so weiter und so fort, deswegen sei doch nicht alles zu Ende, sie müsse sich nur entscheiden, die positiven Seiten des Lebens zu erkennen: moralisches Geschwätz eines idealistischen Teenagers. Es hilft rein gar nichts. Ihr Kummer und ihre Anschuldigungen wollen nicht enden. Das ist doch das reine Wohlstandsleid, ich bin wütend, warum geht sie nicht arbeiten und macht sich selbständig? Manchmal zeige ich ihr diese Wut und beschimpfe sie wüst. Es ist Mai 1976 und im Radio kommt die Meldung, dass sich Ulrike Meinhof in ihrer Zelle erhängt habe.

Eri macht sich nicht selbständig, sie klammert sich wie eine Sterbende an ihre Mutter, hängt wie ein Kleinkind an ihrem Rockzipfel. Sie fordert, Erla müsse die Achthundert-Kilometer-Reise auf sich nehmen und sich um sie kümmern. Doch wenn die Einundsiebzighjährige sich dann aufrafft und schweren Herzens zu ihrer missratenen Tochter reist, ist auch wieder nichts recht: Eri macht ihr Vorwürfe, bedrängt sie mit ihrem Leid. Sie will, dass Erla ihr bei unserer Erziehung hilft, weil sie mit ihrem Sohn nicht mehr zurechtkommt. »Ich darf aber keine Meinung äußern«, formuliert Erla in einem ihrer nie beendeten und nie abgeschickten Briefe an Eri. »Wenn ich was sage, ist es töricht oder borniert, oder du sagst gleich, wie viel schlechter ich das früher gemacht habe, wie viel du geleistet und gelitten hast und wie wenig ich mich mein Leben lang eingesetzt habe, mir's immer bequem gemacht. Das aber kann und will ich nicht über mich ergehen lassen, denn es stimmt nicht ganz und einen kleinen Rest von Selbstbewusstsein muss ich mir erhalten.« Freilich artikuliert Eri nie direkt, worunter sie leidet, oder wenn sie es ansatzweise tut, versteckt sie ihr Anliegen hinter derart massiven Angriffen, dass sie Erla in der Konfrontation stets ein Schlupfloch bietet. Erla schüttelt dann resigniert den Kopf, weicht der Botschaft zwischen den Zeilen aus und bleibt verschlossen. Und während die beiden mit vielen Worten streiten, schweigen sie weiter.

Es sei denn, Eri ist sehr betrunken, dann wird sie auch schon mal deutlicher.

Meine Erleichterung ist jedes Mal unermesslich, wenn meine Mutter aus ihren Verliesen auftaucht und scheinbar wieder gesund ist – sie agiert dann zwar nie verlässlich nach Plan und selbstverständlich nur auf die für sie richtige Weise, aber sie ist ansprechbar und reagiert normal. Sie ist natürlich weiter meist unpünktlich und setzt mich damit regelmäßig unter Druck, aber immerhin wütet, schreit, weint, schluchzt und tobt sie nicht in diesem dunklen Zimmer, das für mich zu einer ungemeinen Bedrohung geworden ist. In meiner heutigen Erinnerung ist ihr Schlafzimmer ein schwarzes Loch, das sie gefangen hält, die Tür eine dicke Mauer, durch die ich nicht hindurchdringen kann, dahinter eine Düsternis, die ich ihr nicht nehmen, und eine Last, die ich für sie nicht tragen kann.

Für uns Kinder kann es so nicht weitergehen. Meine Eltern schlagen vor, dass ich eine Zeitlang auf eine englische Partnerschule von Salem gehen könnte, um Englisch zu lernen. Jedenfalls ist das eine gut verträgliche Begründung, die ich auch nach außen vermitteln kann, ohne meinen Mitschülern von den wahren Verhältnissen daheim erzählen zu müssen. Ich kenne natürlich den eigentlichen Grund und der veranlasst mich dann auch nach langen Überlegungen schweren Herzens meine Koffer zu packen und Anfang 1977 ins Internat umzusiedeln.

Eri verhindert diesen Auszug nicht, instinktiv weiß sie, dass es für mich besser ist. Und für sie selbst auch, denn nun hat sie freie Bahn auf der Talfahrt – keine entsetzten Blicke, keine moralischen Predigten mehr und keine täglichen Schuldgefühle, mich zu vernachlässigen. Doch mein Bruder ist noch da. Nachdem ich weg bin, gerät er vollends aus dem Gleichgewicht. Er weigert sich, zur Schule zu gehen, schlägt um sich, zertrümmert Einrichtungsgegenstände und treibt in der Nachbarschaft sein Unwesen, während seine Mutter lärmend oder schlafend unter der Bettdecke liegt. Je schlechter sie ein-

schlafen kann, umso mehr trinkt sie. Patrick sucht als Nächster das Weite – er könne es auf diesem »Friedhof« nicht länger aushalten, sagt er und reist ab.

Anstatt sich psychologisch beraten zu lassen, greift Eri weiter zur Flasche. Im Sommer 1977 ist das Fass buchstäblich am Überlaufen und sie begibt sich endlich in eine psychosomatische Klinik in Süddeutschland. Mein Bruder bleibt derweil bei Freunden. In der Therapie gibt Eri zu, ihre Depressionen mit Alkohol, Schlafmitteln und Tranquilizern zu bekämpfen und dadurch immer mehr Probleme zu bekommen (derweil sie Patrick schreibt, die Professoren hätten festgestellt, dass sie keine Alkoholikerin sei, lediglich ihre Nerven seien zerrüttet). Auf einem Fragebogen füllt sie aus, sie sei einsam, eine Versagerin, schuldig und getrieben. Zu ihren fünf größten Ängsten zählt sie die »Angst vor Verbrechen«.

Sie sagt den Ärzten, ihre Kindheit sei bis 1945 glücklich und ab dann gestört gewesen. Befragt über Krankheiten während ihrer Jugend, gibt sie an: »Ich kam wegen der abnormen Gewichtszunahme für fünf Monate in die Uniklinik Tübingen und wurde auf alles untersucht. Man sagte meiner Mutter, ich hätte *Morbus Cushing* und noch höchstens zehn Jahre zu leben, was dann als Fehldiagnose widerrufen wurde. Aber der Stationsarzt sagte bei meiner Entlassung: »Schade, dass Sie diese Krankheit nicht haben, das wäre für uns so ein seltener Fall gewesen!« Ich war ein Versuchskarnickel.« Über ihre Eltern befragt, gesteht sie, Erla habe während ihrer sechs Schwangerschaften unter Eifersucht gelitten, denn soviel sie wisse, habe ihr Vater trotz seiner Liebe zu Erla Verhältnisse gehabt. Er sei eine »starke Persönlichkeit, gebildet, heiter, idealistisch, lebensbejahend, warmherzig und humorvoll« gewesen – »ein Leit- und Idealbild, das seit dreißig Jahren tot« sei. Sie habe sich gewünscht, dass er am Leben geblieben wäre. Über ihre Mutter notiert sie: »große Disziplin, aber weich, schüchtern, nachgiebig. Immer große Würde, Altruistin, fleißig, großzügig«. Sie sehne sich danach, mehr Zeit und Gebor-

genheit von ihr zu bekommen. Auch beängstigende und qualvolle Erlebnisse kommen zur Sprache: Da zählt Eri die Hinrichtung ihres Vaters auf, den bössartigen Verwalter Hermann, die französische Besatzung (Haben die Besatzer sich damals etwa an den Frauen vom Schlösslehof vergriffen?), ihre damalige Chefin und die Familie ihres Mannes. Meinen Bruder und mich beschreibt sie, als seien wir gegensätzliche Pole: ich »ungewöhnlich harmonisch, stabil, heiter, gewissenhaft und künstlerisch begabt«, er »ungewöhnlich heftig, sensibel, intelligent und mit einem großen Bedürfnis, sich durchzusetzen«. So hat sie unterschiedliche Anteile ihres eigenen Wesens abgespalten und auf uns Kinder verteilt. Unter dieser Spaltung habe ich viele Jahre gelitten.

Welche Klarsicht sie mitunter hatte! Doch war diese Klinik, waren diese Therapeuten geeignet, sie richtig zu behandeln? Konnten sie ihr weiterhelfen oder haben sie sie nur noch mehr vereinsamen lassen, weil sie gar nicht verstanden, worunter diese Frau litt?

Nach ihrer Entlassung kehrt Eri gekräftigt nach Hause zurück, wieder ganz die Alte, denke ich, voller Energie, Tatendrang und Aktionismus. Gewiss hat man ihr geraten, die Therapie fortzuführen, doch wozu, sie fühlt sich ja wieder fit. Das unerträgliche Auf und Ab geht also weiter. Natürlich kann auch mein Bruder sich unter diesen Umständen nicht beruhigen, bald muss er gegen seinen Willen in ein Internat, denn das häusliche Chaos ist für den Zwölfjährigen Gift. Er droht seiner Mutter unter Tränen, sich umzubringen, wenn er gehen müsse. Eri weint und leidet, aber sie bringt die Kraft auf, sich von dem Kleinen zu trennen. Gemeinsam mit Heiner bringt sie ihn in die Schweiz, wo ihn ein Internat aufnimmt. Als sie ihren Sohn dem Auto nachwinken sieht, in dem sie mit ihrem Mann sitzt, überwältigen sie die Gefühle: Ihr Kind, das sie dort in Tränen aufgelöst zurücklässt, ist sie selbst, damals im Internat und in der Tübinger Klinik, einsam und verlassen. Die lange Rückfahrt nach Hamburg hört Eri

nicht auf, ihrem Mann die übelsten Vorwürfe zu machen und finanzielle Forderungen zu stellen.

Wieder allein zu Hause in der feinen Hamburger Wohnung nahe der Alster, ist es furchtbar still geworden. Keiner spricht, nichts rührt sich und jeder hohl tönende Schritt auf dem Parkett macht das Herz bange, jedes Knistern wird zur Gefahr. Die großen, weiß gestrichenen Räume mit den hohen Stuckdecken wirken geradezu klinisch leer, keine Kinderstimme mehr, keine Streitereien, keine Bitten, keine Zärtlichkeiten. Nur Eris verzweifelte Hilferufe.

»Du bist so dumm, dass dich die Mäuse beißen«

Es ist ein rauer Herbsttag und das Dorf auf der griechischen Insel ist gespenstisch leer, denn das Wetter ist ungastlich und die Touristen sind abgereist. Ein junger Mann wandert um die Bucht herum zum Haus von Jack, dem holländischen Freund. Eri ist nach dem Sommer dort untergekommen. Es drängt sie nicht nach Hamburg zurück, denn wir Kinder sind im Internat und kehren erst zum Weihnachtsfest wieder heim. Der junge Mann ist ein Pastorensohn aus Wales, der dichtet und sich mit Englischunterricht durchschlägt. Er hat durch Patrick viel von der Deutschen gehört und ist ihr schon ein paarmal begegnet, weshalb er sich nun als Bote aufgemacht hat, um ihr ihre Geburtstagsbriefe vom Postamt mitzubringen. Das unruhige Meer erzeugt hohe, spritzende Wellen und die Palmen biegen sich im Sturm. Sein mähenartiges Haar und sein Bart sind völlig zerzaust, als er schließlich an ihre Tür klopft. Es dauert, bis Eri öffnet. Sie ist nur leicht bekleidet und hat das Kopftuch wie eine orthodoxe Jüdin eng um den Kopf gebunden. Es geht ihr nicht gut, doch sie lässt den Fremden hinein. Er bemerkt ihre Not. Sie reden, sie reden und sie reden, bis in die tiefe Nacht hinein. Und dann bleibt er bei ihr, zehn Jahre lang.

Sie ist fünfundvierzig und noch immer attraktiv. Für den jungen Mann ist Nora, wie er sie nennt oder zu nennen hat, die geschmackvollste, begabteste und kultivierteste Frau, der er je begegnet ist. Er ist beeindruckt von ihrem organisatorischen Talent, ihrer Belesenheit und ihrer Liebe zur Musik.

Eines der ersten Bücher, das Eri ihm in die Hand drückt, ist, nun ja, natürlich: »Der Fragebogen«. Sie versäumt es nicht, ihm gleich zu Beginn von der Familie zu erzählen. Ihr Vater sei ein gebildeter Nationalsozialist gewesen, Bildungsbürger, er habe ihr die Leidenschaft für ausländische Literatur vermittelt. Sie zeigt ihm das Foto aus der alten Illustrierten, auf dem sie als Kind neben ihrem gönnerhaft lächelnden Vater vor Hitler steht. Sie kommentiert es nicht, aber es schwingt ebenso viel Stolz wie Scham mit. Laurence, so heißt ihr neuer Partner – er ist fünfzehn Jahre jünger als sie –, wagt es nicht, sie weiter nach dem Vater auszufragen. Er verspürt Abgründe. Überhaupt fällt ihm auf, wie schwierig es ist, bei Eri den richtigen Moment für ernsthafte Gespräche zu finden. Als Jack in Holland plötzlich an Herzversagen stirbt, ihr liebster Freund Jack, fällt es Laurence schwer, ihr die schreckliche Nachricht mitzuteilen. Sie erfährt es durch ein unbedachtes Wort auf einer Dinnerparty und ist zu Tode erschrocken. Ihren Kummer ertränkt sie bald in Alkohol, sie taucht ab, so lange bis sie in der Lage ist, den Verlust zu ertragen. Dann steht sie wieder auf.

Sie nimmt Laurence irgendwann nach Deutschland mit. Die beiden passieren im übervoll gepackten Auto die Grenze zwischen Österreich und Deutschland. In herrischem Ton halten die deutschen Beamten sie an, um ihr Gepäck zu durchsuchen. Eri ist das Gehabe der Grenzer gegenüber Laurence, *first time in Germany*, furchtbar peinlich, sie fühlt sich an eine Zeit erinnert, an die sie lieber nicht denken möchte, und entschuldigt sich bei ihrem Freund für die unfreundliche Art der Uniformierten. Die beiden reisen gen Norden und auf dem Weg führt Eri ihre neue Errungenschaft bei der Familie ein. Man bemüht sich freundlich um ihn, meist in gebrochenem Englisch. Das hemmt ein wenig die üblichen, sonst so temperamentvollen Unterhaltungen.

Laurence' Begegnung mit Eri ist schön, die beiden mögen sich. Er gewinnt sofort den Eindruck, aufgenommen worden zu sein – nationalsozialistische Vergangenheit, ja, aber anstän-

dige Leute. Erla ist froh, dass der neue Freund ihrer Tochter ein so liebenswürdiger Mann ist. Zwischen den beiden entwickelt sich ein vertrauensvolles Verhältnis. »In meiner Erinnerung bleibt Erla sehr erhaben«, sagt Lawrence. Außerdem nimmt er ihr ein wenig von der Last, sich um ihr krankes »Eri-lein« kümmern zu müssen. Ihre anderen Töchter haben zu ihrer ältesten Schwester inzwischen ein so gespaltenes Verhältnis, dass sie sich nur sporadisch oder mit größtmöglichem Abstand als Helferinnen in der Not anbieten; und die Brüder sind weit entfernt vom engen Kreis der Frauen. Erla lebt mittlerweile in derselben Stadt in Süddeutschland wie ihre Töchter, sie können sich sogar zu Fuß besuchen. Nur Eri bleibt im fernen Hamburg.

Mein Vater besucht mich öfter in England, wo auch seine Freundin und spätere Frau lebt. Ich entdecke ihn erst jetzt richtig, weil ich ungehindert mit ihm sprechen kann und weil er sich Zeit für mich nimmt. Meine Mutter kann sich in unsere Beziehung hier nicht eifersüchtig einmischen, obwohl sie es durch fortgesetzten Telefonterror durchaus versucht. Endlich lerne ich auch die andere Seite des Konflikts meiner Eltern kennen und mir wird klar, dass mein Vater gar keine andere Möglichkeit hatte, als uns zu verlassen. Gerade hat er *Die Zeit* und Rolf Hochhuth in der Affäre Hans Filbinger vertreten. Der Schriftsteller hatte über den baden-württembergischen Politiker geschrieben: »Ist doch der amtierende Ministerpräsident dieses Landes, Dr. Filbinger, selbst als Hitlers Marine-Richter, der sogar noch in britischer Gefangenschaft nach Hitlers Tod der sogar noch in britischer Gefangenschaft nach Hitlers Tod schuldlose deutsche Matrosen mit Nazi-Gesetzen verfolgt hat, ein so furchtbarer Jurist gewesen, dass man vermuten muss – denn die Marine-Richter waren schlauer als die von Heer und Luftwaffe, denn sie vernichteten bei Kriegsende die Akten – er ist auf freiem Fuß nur dank des Schweigens derer, die ihn kannten: und zu deren Gunsten auch er den Mund hält [...] und dank des Schweigens derer, die er umbrachte.« Hochhuth beschuldigte den »furchtbaren Juristen«, im Krieg bei NS-

Kriegsgerichtsverfahren an Todesurteilen und deren Vollstreckung beteiligt gewesen zu sein. Filbinger stritt alles ab und prozessierte 1978 gegen *Die Zeit* und Hochhuth. Er verlor in fast allen Punkten, man konnte ihm nur nicht nachweisen, dass er dank des Schweigens seiner Befürworter und seiner Opfer auf freiem Fuß geblieben war. Doch es wurden immer mehr Urteile aufgedeckt, an denen Filbinger mitgewirkt hatte, und so musste er sein Amt als Ministerpräsident niederlegen, seine Aspirationen auf das Amt des Bundespräsidenten waren dahin.

Erla lädt Eris Ersatzvater aus Hamburger Zeiten, Peter Sauerbruch, ein, um ihn um Rat zu bitten, wie sie ihrer Tochter helfen könne. Liebe geben, sagt er, für sie da sein. Erla erwidert, das tue sie, sie versuche immerzu, sie zu unterstützen, telefonisch und durch längere Besuche in Hamburg und in Griechenland. Eines aber sei ihr unmöglich: ihren Mann zu verraten. Eri verlangt ihr implizit genau dieses Opfer ab, das für ihre Mutter einem unverzeihlichen Loyalitätsbruch gleichkäme und einen Zusammenbruch ihrer Welt bedeutete. Und so muss Erla sich gerade jenes Kind vom Leib halten, das ihr durch die gemeinsamen Erinnerungen an Hanns am nächsten steht – und damals wie heute ihre größte Konkurrentin ist. Sie ist zwar aufmerksam und verbal zugewandt, bleibt aber meist unnahbar. Dann schimpft Eri und sagt: Du bist so kühl, du kümmerst dich nicht. Und wenn sie ordentlich betrunken ist, verflucht sie den geliebten Hanns sogar als »Nazi-Schwein« – um ihn gleich darauf unter Tränen wieder liebevoll zu schmücken: Welch unerträglich widersprüchliche Empfindungen! Wenn Eri von ihm träumt, ist es oft so, als spräche sie mit ihm. Sie kann sich nicht von ihm lösen und von ihrer Mutter schon gar nicht. Sie behandelt jedoch ihre Mutter, als sei diese das Kind. Sie kommandiert die alte Dame herum wie eine ungeliebte Untergebene, kritisiert sie, ist ungeduldig.

»Verantwortlich ist man nicht nur für das, was man tut, sondern auch für das, was man nicht tut«, sagt der chinesische

Dichter Laotse. Die treue Witwe Erla will die Schuldfrage mit ihrer Tochter nicht klären. Sie merkt nicht, was sie dabei anrichtet: Sie versperrt ihrer Tochter den Weg zur Wirklichkeit. Erla ahnt, worum es geht, sonst würde sie in ihrem Tagebuch nicht Konversationen mit Eri notieren, die sie beschäftigen und belasten. Da sagt Eri: »Seit 1945 war ich immer verlassen, immer im Elend.« Erla antwortet: »Du bildest dir das nur ein, das Melkenmüssen hat dir nicht geschadet.« Eri: »Das hat mir wohl geschadet, fürs ganze Leben. Ich war dreizehn. Warum hast du denn's Barbelchen geschont und die Ellen? Ich musste immer alles machen. Du bist so dumm, dass dich die Mäuse beißen.« Erla verdrängt die einzig richtige Schlussfolgerung und übernimmt keine Verantwortung. Eri allerdings auch nicht, denn sie versteckt sich hinter dem Alkohol.

Mein Bruder und ich leben im Ausland, Johann Heinrich ist mittlerweile an derselben Schule in England wie ich. Nie werde ich den ersten Morgen nach seiner Ankunft vergessen, als der Kleine, verstört unter fremden Kindern, die eine fremde Sprache sprechen, mich in der Pause auf dem Schulgelände entdeckt. Schon von Weitem breitet er seine Ärmchen aus, die Tränen kullern ihm die Wangen hinunter und er stürzt sich hilfesuchend in meine schützende Umarmung. Es hat mir schier das Herz gebrochen und doch gab es so wenig, was ich für ihn tun konnte.

Derweil kümmert Laurence sich in Hamburg rührend um seine Partnerin. Er denkt wie die meisten anderen, Nora leide an der Trennung von ihrem Mann und der Distanzierung der feinen Gesellschaft, die mit wenigen Ausnahmen nichts mehr mit ihr zu tun haben will. Gewiss, darunter leidet sie auch, aber es ist nur ein weiterer Bestandteil ihres Teufelskreises. Eri zeigt Laurence ihre Kleider von berühmten französischen Modedesignern, die sie früher getragen hat und die ihr jetzt nicht mehr passen. »Weißt du«, sagt sie ihm, »früher war ich noch schlanker, als meine Tochter es jetzt ist.« Ich merke, dass sie manchmal eifersüchtig auf mich ist, weil mir im Leben so vieles zu

gelingen scheint und ich so viel bessere Startbedingungen hatte als sie. Oft trinkt auch Laurence zu viel und dann streiten die beiden sich fürchterlich.

Er und Erla sind Eris Krankenschwestern. Wir alle sind Komplizen ihrer Krankheit und Komplizen beim Tradieren einer Familiensaga, die wir glauben wie Kinder ein Märchen, und leugnen so unsere Rolle in einem komplizierten Geflecht, das aus ererbten Charaktereigenschaften, problematischen Persönlichkeitsstrukturen und historisch-politischen Verwicklungen und Täterschaft besteht. Wir reden auf Eri als Personifikation dieser Vermengungen ein, auf eine Person, die nicht erreichbar ist. Sie ist nicht zu erreichen, weil wir am Thema vorbeireden. Vielleicht trinkt sie sogar, damit wir alle am Thema vorbeireden, ja, wahrscheinlich trinkt sie, um die radikale Betrachtung der Wirklichkeit zu vermeiden. Nur gelegentlich legt sie uns Erinnerungsbrocken hin, kleine Versuchskaninchen werden ausgeschickt, doch wir packen sie nicht; und wenn wir sie zu fassen bekommen hätten, dann hätten sie sich im Nu aus unserem Griff herausgewunden und wären in Windeseile Haken schlagend ins nächste Versteck gehoppelt. Die Erkenntnisstücke, die Eri ausspeit wie Feuer, kann sie bei Nüchternheit sofort wieder verdrängen, schließlich weiß eine Betrunkene nicht, was sie tut, und kann sich hinter ihren Ausfällen verstecken – es war ja gar nicht so gemeint, das war ich nicht, die da sprach, es war der Wein.

Ich leide, weil ihr nicht zu helfen ist, immer denke ich, das geht vorüber. Die schlimmen Phasen verschwinden ja zum Glück auch, als hätte es sie gar nicht gegeben, und dann ist alles wieder fast wie in jeder durchschnittlichen deutschen Familie. Bis die Anfälle mit neuer Heftigkeit wiederkommen. Der Umgang mit ihr erzeugt bei mir eine überwältigende Ohnmacht. Ich ziehe die Schultern hoch und speichere die Spannung in meinen Muskeln, das ist mein Schutzpanzer, der nun seinerseits neue Schmerzen schafft. Auch Eri und ich haben die Rollen vertauscht, ich kümmere mich um sie, als sei sie

mein Kind. Ich wehre sie ab, dabei habe ich so eine Sehnsucht nach ihr.

Einmal treibt sie es so arg, dass sie in die Psychiatrie eingewiesen wird. Ich besuche sie eines Nachmittags und finde eine verhuschte, unsichere und tiefunglückliche Frau vor, die mir unablässig erklärt, warum sie hier am falschen Ort sei. Wahrscheinlich ist sie tatsächlich am falschen Ort, denn der zuständige junge Arzt scheint nicht zu begreifen, worüber sie spricht. Als ihre junge Zimmergenossin Selbstmord verübt, tröstet sie den erschütterten Mediziner. Kurz darauf ist sie entlassen, energisch und wieder guten Mutes. Es ist ein ständiges Schwanken zwischen Kummer und Glück: verhasste Mammi, geliebte Mammi.

Selbst wenn wir in den Ferien nach Hause kommen, empfängt sie uns, die wir beladen mit Koffern und Hoffnung am Eingang stehen, oft im Nachthemd. Sie begrüßt mich mit einem unnatürlich tiefenden Überschwang, umgeben von einer Geruchswolke abgestandenen Alkohols. Das stößt mich ab, ich winde mich aus ihrer Umarmung, sie fühlt sich von mir abgelehnt und geht sofort ins Bett zurück. Geht, bis sie wieder zur Besinnung kommt und Normalität spielt. Ihr Bruder Malte schickt die Kassette eines Hypnotikers, die ihr helfen soll einzuschlafen. Sie kichert ein wenig, als sie das Band mit Laurence abspielt und dabei versucht einzuschlafen. Es funktioniert nicht. Auch Laurence hält es oft nicht mit ihr aus. Er packt einige Dinge und verschwindet. Stundenweise anfangs, tageweise später. Er legt ihr kleine Notizen hin, damit sie weiß, dass er noch in der Nähe ist. »Ich kann es nicht ertragen, dich in diesem Elend zu lassen, doch ich kann es nicht ertragen, zu bleiben und es mit anzusehen. Welch Dilemma! Ich habe den ganzen Morgen für dich geweint«, schreibt er und fasst zusammen, was uns in der Familie fast alle bedrückt.

Während einer der Ferientaufenthalte in Hamburg macht Eri einen größeren Ausflug mit uns: Günter und Erika Gaus haben uns nach Ost-Berlin eingeladen. Günter leitet die Ständige

Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR und hat in dieser Position nicht nur für viele humanitäre Erleichterungen im deutsch-deutschen Verhältnis gesorgt, sondern er ist auch zum Anwalt der Menschen in der DDR geworden, für deren Alltag er großes Verständnis aufbrachte. Bei diesem Besuch führt er meine Mutter, meinen Bruder und mich in einen der abhörsicheren Räume der Ständigen Vertretung, damit wir eine Vorstellung davon bekommen, wie hier gearbeitet wird; wir sind beeindruckt. Es ist eine schöne Reise mit Eri, weil wir gemeinsam etwas Neues erleben und sie vor allem ganz für uns Kinder da ist.

Die Zeit verstreicht rasch. Bald habe ich mein englisches Abitur und bin ein paar Monate in Paris. Es ist das Jahr 1981. Ich laufe mir die Fußsohlen ab und schreibe melancholische Gedichte. Zeitweilig ist Sebastian Barry bei mir, ein junger irischer Schriftsteller, in den ich mich auf unserer Insel verliebt habe. Sebastian ist diszipliniert und ehrgeizig und wird später für den Man-Booker-Preis nominiert werden. Ich habe eine kleine Wohnung, sehr zentral, aber nicht gerade in feiner Umgebung. Wenn ich mich morgens in das städtische Treiben begeben, sitzen oft Hähnchenkeulen mümmelnde Clochards im Treppenhaus. Auf Bitten meines Vaters begleite ich Romy Schneiders Sohn David zur deutschen Botschaft. Er braucht eine Bescheinigung, dass er lebt und ein Recht auf Unterhaltszahlungen hat. Sein Vater Harry Meyen hat sich drei Jahre zuvor erhängt. Keine zwei Monate später ist David tot. Ich bin schockiert, als mein Bruder im Sommer eine geschmacklose Illustrierte nach Griechenland mitbringt, im Innenteil auf einer Doppelseite das Gesicht des toten Kindes abgebildet: David Christopher hat sich, vierzehnjährig, beim Klettern über den scharfzackigen Gartenzaun seiner Großeltern versehentlich aufgespießt, ein schrecklicher Unfall.

Einige Monate später nimmt mein Vater meinen Bruder mit zu Romy. Sie dreht in Berlin gerade den Film »Die Spaziergängerin von Sans-Souci«. Mein Bruder ist nur zwei Jahre älter, als

David es war, und ebenso blond. Bei seinem Anblick bricht Romy sofort in Tränen aus. Sie erträgt das Leben nur noch kurze Zeit. Ende Mai 1982 wird sie tot in ihrer Wohnung aufgefunden, Herzversagen, wahrscheinlich zu viele Tabletten, zu viel Alkohol. Der Tod wird ihr nicht unwillkommen gewesen sein. Die *Süddeutsche Zeitung* titelt: »Gestorben an gebrochenem Herzen«. Ich denke an ihre zarte Art, ihre weiche Stimme, an die gemeinsame Szene vor dem Kühlschrank – und habe fortan Angst, meiner Mutter könnte es genauso ergehen. Als ich eines Tages gebannt einen deutschen Spielfilm sehe, in dem sich eine Mutter in ihrer Wohnung umbringt und ihre Söhne den Tod zu verbergen versuchen, bis der Verwesungsgestank durch das ganze Wohnhaus zieht, beginnt mich diese Vision zu verfolgen.

Unser Leben geht weiter. Oft ist Eri heiter und gut gelaunt. Fratzen ziehen, das kann sie noch immer gut und mit Laurence tanzt sie ausgelassen zu fetzigen Soul-Rhythmen – »Mustang Sally«, »When a Man Loves a Woman« – und anderen schwungvollen Songs. Über den Kochtöpfen mimt sie die artige Hausfrau, den frivolen Vamp oder die ernste TV-Spitzenköchin. Dass ihr schüchterner und dienstbarer Geliebter so viel jünger als sie ist, empfindet sie zwar gelegentlich als Belastung, aber es schmeichelt ihr. Sie schreibt manchmal Briefe an alte Freunde und erzählt von ihrem Leben mit Laurence, sie schreibt sogar ihrer früheren unglücklichen Liebe, dem eitlen Architekten. Sie vermittelt den Eindruck, als habe sie diese damalige Phase ihres Lebens überwunden, nüchtern und sachlich klingt sie und dabei durchaus verbindlich. Sie habe es sich mit dem jüngeren Mann gewiss nicht einfach gemacht, schreibt sie ihm, »da durchaus nicht konventionell; und das mit meinem Vaterkomplex! Aber nie hat mich ein Mann besser behandelt – und er kam ja in der schwierigsten Zeit meines Lebens, außer 1944–50, aber da war ich noch ein Kind. Leicht hatte er's also nicht«, resümiert sie mit einem Anflug von Selbsterkenntnis und vielleicht auch mit dem Bedürf-

nis, denen, die ihr wehgetan haben, zu sagen: Es geht auch ohne euch.

Eri hat das Stricken entdeckt und stellt fröhlich bunte Patchworkdecken her, die sie in einem feinen Hamburger Inneneinrichtungsladen zu verkaufen versucht. Die Brille auf der geröteten Nase, sitzt sie auf ihrem gelben Sofa unter dem Horst-Antes-Bild, eine rote Azalee auf dem Glastisch, und schaut dabei Fernsehen. Um sie herum stehen riesige Bastkörbe mit einer Fülle von Wollknäueln in allen erdenklichen Farben, die sie stilvoll in ihren Handarbeiten verstrickt. Der Fernseher läuft jeden Abend und nimmt viel Raum in ihrem Leben ein. Laurence muss dabeisitzen, ob es ihm gefällt oder nicht, denn sie will sich hinterher mit ihm über das Drehbuch und die Schauspieler oder die politischen Ereignisse austauschen. Ihr Partner spricht mittlerweile gut Deutsch und so kann er sich auch fließend mit Erla verständigen, wenn diese nach Hamburg zu Besuch kommt. Dann sitzen sie zu dritt vor der Glotze, Erla stickend und stopfend, Eri strickend, und niemand darf ins Bett, bevor er nicht von Eri aus der Fernseh- und Diskussionspflicht entlassen wird. Wenn mein Bruder und ich zu Besuch sind, gibt es dann meistens Krach, weil wir uns »vergewaltigt« fühlen. Sie verlangt, dass ihre Lieben das tun, was sie will, und das heißt vor allem: bei ihr sein.

Es gibt erhebende Momente, wenn Eri eine ihrer Platten auflegt, Schubert-Lieder und Mozart-Opern und an Weihnachten natürlich das Weihnachtsoratorium. Sie und Erla mögen besonders Beethovens »Fidelio«. Die Oper mit dem Gefangenenchor erinnert sie an Hanns, und Erla erzählt eines Abends von ihrem Besuch bei ihm in der Haft. Die drei sind sehr ergriffen, als die Gefangenen ihr Klagelied anstimmen:

»O, welche Lust!
in freier Luft den Atem
leicht zu heben,
O, welche Lust!

nur hier, nur hier ist Leben,
der Kerker eine Gruft!«

Die kraftvollen, getragenen Männerstimmen erfüllen das gesamte Wohnzimmer und streifen jedes der vielen Bücher in den Regalen, wandern durch die Berge ungeordneter Papiere auf dem Schreibtisch und über die Fotostapel auf dem Louise-Sekretär: »Wir werden frei, wir finden Ruh!«, und Eri, Erla und Laurence hören schweigsam und andächtig den sehnsuchtsvoll traurigen Klängen zu, sie sprechen kein Wort, fast mystisch korrespondieren sie in harmonischer Dreisamkeit, »O Himmel Rettung, welch ein Glück«, und da taucht bei mir dieses Bild von damals wieder auf: das kleine Mädchen Eri, mit Hanns von der Jagd zurückgekehrt, am späten Abend zu dritt mit Erla beisammensitzend, während die anderen Geschwister schon schlafen. Laurence sitzt anstelle von Hanns da, kann seinen Platz aber beileibe nicht ausfüllen. Familienglück, rekonstruiert.

Es ist das Glück der Geborgenheit, das auch ich verloren habe. Zerrissen zwischen Liebe und Leid, kann ich mich von meiner Mutter nicht lösen, bin trotz aller Ablehnung und gehässigen Worte loyal, bin verständig und, soweit es geht, geduldig. Meist, wenn Erla wieder abreist, versackt Eri tagelang, es kann jetzt auch schon mal eine Woche werden. Es heißt, wenn du mich im Stich lässt, kann ich nicht existieren. Der moralische Druck ist ungemein und seine Last tragen vor allem Erla und wir Kinder.

Zum Geburtstag schenkt Erla mir den »Fidelio«. Sie und ich haben eine innige Verbindung. In ihrem bescheidenen Mietshaus fühle ich mich bei den seltenen Besuchen stets außergewöhnlich wohl. Wir haben intensive Gespräche, oft beim Frühstück an ihrem runden Esszimmertisch, umgeben von alten Möbeln, Gemälden, Kerzenhaltern. Wir lachen viel miteinander und ich erzähle ihr ungezwungen und detailliert von meinen Erlebnissen im Ausland. Meiner Mutter gegenüber bin

ich bockig und verstockt. Ich verschließe mich vor ihr zusehends, denn ich kann ihre herrische Art, ihre Manipulationen, ihre Zusammenbrüche kaum noch ertragen. Im Suff benutzt sie Dinge, die ich ihr anvertraut habe, durchaus auch mal gegen mich. Ich verstehe nicht, dass ich gar nicht gemeint bin, wenn sie böse wird.

In ihrem Wohnhaus lebt eine alleinerziehende junge Mutter, mit der sie sich anfreundet, zwei Kolleginnen von Laurence gehören auch zu ihrem Beziehungsgeflecht. Eri wird so etwas wie eine Ersatzmutter für sie. »Sie war nicht nur jünger als meine eigene Mutter«, sagt Bettina, »sondern auch freier denkender und einfühlsamer. Ich war beeindruckt von ihren Kochkünsten, ihrem Wissen um und ihrer Leidenschaft fürs Literarische und von ihrer Feinsinnigkeit. Sie war für mich zwar eine ältere Frau, zeigte aber Emotionen, sagte ihre Meinung – ich fühlte mich von ihr verstanden.« Zu diesem Zeitpunkt haben meine Mutter und ich uns nur noch selten verstanden. Die gegenseitigen Enttäuschungen hatten unsere Beziehung stark beeinträchtigt und mir fehlte aus Selbstschutz die Offenheit ihr gegenüber, die sie gebraucht hätte.

Erla liebt Rosen. Deren Pflege in ihrem winzigen Garten hat sommers höchste Priorität in ihrem Tagesablauf. Ich erinnere mich an einen der vielen Besuche bei ihr, auf der Durchreise von Griechenland mit meiner Mutter, als ich Fotos von den beiden Frauen zwischen den Blumen machte. Es ist einer der seltenen Momente, in denen Eri sich kichernd und Grimassen schneidend etwas beschämt – oder einfach nur berührt? – an ihre Mutter schmiegt. Für beide ist das eine ungewöhnliche Situation. Erla sieht unbeholfen aus, viel Zärtlichkeit zwischen ihr und ihrer Tochter hat es nie gegeben. Ich kann mich an keine Situation erinnern, in der die beiden warm und körperlich miteinander umgegangen sind. Mit mir indes kann meine Großmutter gut schmuse. Jedes Mal, wenn wir abreisen, kommt meine »Erla Perla« vor die Haustür und winkt uns mit weit ausholendem Arm so lange nach, bis wir mit dem

Wagen um die Ecke gebogen sind. Das gehört zum Ritual. Auch, dass es mich immer aufs Neue traurig macht, sie zu verlassen.

Abschiede und Trennungen bestimmen unser Leben ebenso wie das Schweigen, das Drumherumreden, das Kaputttreten, das Verdrängen. Auch Laurence scheidet eines Tages aus Eris Leben. Nachdem ich ihm jahrelang versucht habe zu erklären, dass seine Hilfe für Nora eher kontraproduktiv sei, dass sie sich nur allein helfen könne, und er mich dabei jedes Mal ungläubig angesehen und mich wohl für sehr hart und gnadenlos gehalten hat, gibt er schließlich resigniert auf. Eine andere Frau, eine junge, hat ihm den Ausstieg aus der Beziehung erleichtert und er kehrt mit ihr nach England zurück. Abermals ist meine nun inzwischen fünfundfünfzigjährige Mutter allein und verzweifelt. Auch für uns Angehörige ist die Lage nicht angenehm, denn nun fehlt der Krankenpfleger, der treu an Eris Seite wacht. Trotz all meiner Reden vom Helfersyndrom bin ich alles andere als unabhängig von meiner Mutter, und da ich nach diversen Stationen im Ausland mittlerweile in Hamburg wohne, bin ich für sie wieder greifbarer und auch erpressbarer geworden. Die vielen Jahre auf eigenen Füßen haben zwar dazu geführt, dass ich mich besser wehren kann, doch ich grenze mich noch immer nicht genügend von ihr ab. Das Telefon läutet oft, nein, immer öfter zu unmöglichen Zeiten, gelegentlich sogar mitten in der Nacht und viele Male hintereinander. Ich habe immer wieder Mitleid und lasse mich von der Illusion hinreißen, sie werde wie Phönix aus ihrem Bett steigen und wieder ein gesundes Leben führen.

Gewisse Besserungsansätze sind zu erkennen, denn aus irgendeinem Grund scheint Eri fast erleichtert, nun ganz allein zu leben. Es hat sie offenbar belastet, ein weiteres »Kind« im Haus zu haben, wo sie doch einen Partner gebraucht hätte, der sie trägt und hält. Sie hat einige Wochen in einer Klinik bei einem Hormonspezialisten verbracht. Der Schlüssel zu ihrem Scheitern, meint sie, liege in ihrem schon von jeher kranken

Hormonhaushalt. Die Hormone seien daran schuld, dass sie depressiv und aus dem Leim gegangen ist. Tatsächlich findet der Mediziner heraus, dass sie als Teenager in den Hungerjahren nach dem Krieg unter »Psychostress« und infolgedessen unter einer Hormonstörung gelitten habe; das habe sich nach der Trennung von ihrem Mann wiederholt, das könne man therapieren. So zumindest schreibt sie es ihrem früheren Gatten in einem ungewöhnlich versöhnlichen Brief. Sie klingt, als verspüre sie Hoffnung auf Heilung: Wenn erst einmal die Hormone im Lot sind, wird auch der Rest in Ordnung kommen.

Mit ihrem kleinen Pkw, bis unters Dach beladen, als wändere sie aus, fährt sie die lange Strecke nach Italien, setzt mit der Fähre von Ancona nach Patras über und reist dann über Land und per Schiff weiter auf ihre griechische Insel in ihr selbstgeschaffenes Zuhause. Sie vermietet Zimmer an Gäste, hat in Zeitungen inseriert und die Alt-Salemer Vereinigung gebeten, ihr Vermietungsangebot unter den ehemaligen Internatsschülern publik zu machen. Auf »Noras Speisekarte« bietet sie verlockende Gerichte an: Pilzrisotto, Shrimps in Knoblauchsauce, Poulet à la Crème de l'Estragon, Mousse au Chocolat und andere Köstlichkeiten. Ihr früheres, geliebtes Kindermädchen Dorle und ihr Mann Jakob geben sich die Ehre und genießen es, bei ihr zu sein. Mit Eri führen sie nachts lange, intensive Unterhaltungen und ich hätte gerne gewusst, was sie über alte Zeiten ausgetauscht haben. Es gibt auch andere, fremde Gäste, mit denen sie sich rasch anfreundet. Selbst mit ihrem ehemaligen Arztfreund Curd steht sie wieder in Verbindung. Sein Sohn verbringt einige Wochen bei ihr.

Irgendwann kommt Mabel zu Besuch, die Tochter ihres früheren Kindermädchens Gretele. Mabels Vater Heinz, mit dem Eri so verbunden war, ist am Alkohol zugrunde gegangen. Mabel bringt ihr Kind und eine Freundin mit. Doch ihr Aufenthalt gerät zur Katastrophe, denn Eri verliert mal wieder die Kontrolle. Sie steht auf dem Dach und brüllt ihren Schmerz hemmungslos wütend ins Tal hinunter, Mabels kleiner Sohn

ist zutiefst verschreckt. Nicht mal ihr Vater sei so rücksichtslos gewesen, sagt Mabel zu Eri, und das will was heißen, denn im Rausch muss Heinz fürchterlich gewesen sein.

Mabels Freundin erträgt die Ausfälle und versteht sich mit Eri gut. Sie besucht sie ein weiteres Mal. Manchmal schmiegt Eri sich an sie wie ein kleines Mädchen, liebesbedürftig, Schutz suchend. Ende der 1980er Jahre sitzen die beiden am Strand und Eri, die gerade abstinent ist, erzählt ihrer Freundin ihr ganzes Leben. Es ist eine ferne Freundin, die keiner von uns in der Familie kennt; vielleicht kann sich Eri gerade deshalb besonders gut aussprechen. Sie berichtet bis in kleinste Einzelheiten – von ihrer Kindheit und Jugend, von ihren Männern, ihren Leidenschaften und Interessen. Alles, was sie sagt, stimmt. Nur an zwei Geschichten »montiert« sie ein wenig, vermutlich, um andere zu schützen. In einer davon behauptet sie, ihren Vater seinerzeit in der Haft besucht zu haben. Er habe ihr gesagt, Eri, ich werde bald vor Gericht stehen und will, dass du die Wahrheit vorher von mir erfährst. Er habe in der Slowakei bei der Enteignung von Juden zugeesehen und sei für ihre Deportation verantwortlich gewesen. »Es war das Wissen um diese Schuld und die Trennung von meinem Mann«, sagt Eri, »die mich zerstört haben.« Und sie fügt hinzu, dass sie uns Kindern gegenüber starke Schuldgefühle empfinde, weil sie uns nun schon so viele Jahre so viel zumute.

Ihre Freundin hat der Erzählung am Strand so gebannt zugehört, dass sie sich einen schweren Sonnenbrand zugezogen hat. Schon deshalb hat sie diese Konversation nie vergessen. Ich habe davon erst viele Jahre später erfahren und es meinen Verwandten aufgeregt weitererzählt. »Ist das möglich?«, habe ich sie gefragt. »Ausgeschlossen!«, haben sie sofort erwidert, »ausgeschlossen!« Es habe keine Gelegenheit für Eri gegeben, ihren Vater nach dem Krieg in der Lagerhaft zu besuchen, das sei ja noch nicht einmal Erla gelungen. Ein Familienmitglied meint sogar, das habe Eri nur behauptet, um sich wichtigzumachen und eine Erklärung für ihre Alkoholkrankheit zu fin-

den, Trinker erfänden eben Geschichten, oder die Freundin habe sich das unter entsprechendem politischen Einfluss wohl so ausgedacht. Es liege ja im Trend, jemanden wie Hanns zu instrumentalisieren und zum Sündenbock zu machen.

Es ist zwar unwahrscheinlich, dass meine Mutter ihren Vater nach der Verhaftung noch gesehen hat. Überzeugt bin ich jedoch, dass diese Erzählung im Kern stimmt. Vielleicht hat Hanns ihr von seiner Last gebeichtet, als sie gegen Ende des Krieges noch kurze Zeit bei ihm in »Pressburg« war, bevor auch sie nach Deutschland »evakuiert« wurde? »Ausgeschlossen!«, so die Verwandten. Möglich ist, dass ihr Vater es ihr gar nicht erzählt hat, sondern Erla in einem schwachen Moment. »Ausgeschlossen, das wüssten wir doch!« Natürlich ist ebenso denkbar, dass Eri sich das über die Jahre mit ihren Erfahrungen und Erkenntnissen so zusammengereimt hat. Gleichgültig, wie der eigentliche Vorgang war, egal, ob es »die Wahrheit« ist: Entscheidend für mich ist, dass meine Mutter dort am Meer in einem klaren und sehr reflektierten Moment ihr Leben offenbarte, so wie sie es gesehen und empfunden hat. Sie kam am Strand neben der Fremden ihrer eigenen Wahrheit näher denn je. Sie wusste sehr genau, was ihr fehlte, sie konnte es analysieren und artikulieren. Doch sie hat es einer Außenstehenden erzählt, nicht uns, der Familie. Denn wenn sie es der Familie erzählt hätte, wäre sie von uns vermutlich belächelt, ignoriert oder zum Schweigen gebracht worden.

Zufälle gibt es nicht

Der Soldat stiert mich grimmig an und fordert in aggressivem Ton meine Papiere. Er trägt Uniform und Helm und steht mit seinem Gewehr drohend vor dem schmalen Eingang eines palästinensischen Flüchtlingslagers. Einige seiner Kameraden haben einen Minderjährigen festgenommen, ein Kind, das einen vorbeirollenden Panzer der israelischen Armee mit Steinen beworfen hat. Es herrscht die erste Intifada, der Palästinenseraufstand in den von Israel besetzten Gebieten. Es ist das Jahr 1990. Die Anspannung ist ungeheuerlich und ungefährlich ist es auch nicht. Die Soldaten haben Tränengas verschossen, um die Demonstranten zu verscheuchen. Vorhin habe ich zwei palästinensische Kleinkinder mit Schaum vor dem Mund in die nächste Klinik gefahren, weil sie spielend am Boden saßen, genau dort, wo die Gaskapsel landete und ihre Dämpfe verströmte. Ihre Augen waren zugeschwollen, sie hatten Atemnot. Steif vor Schock saßen die Winzlinge auf dem Rücksitz meines UN-Wagens. Meine Kollegin war derweil mit einer alten Frau beschäftigt, die von einem Gummigeschoss am Bein getroffen worden war.

Ich hole meinen Ausweis der Vereinten Nationen hervor und überreiche ihn dem jungen Soldaten, seinem Akzent nach offenbar in Südafrika geboren. Ich hatte ihn aufgefordert, den verhafteten Jungen freizulassen, weil er noch keine zwölf Jahre alt ist, höchstens zehn. Als UNO-Mitarbeiterin habe ich das Mandat, zu beobachten, nicht mich einzumischen. Der

Soldat ist ohnehin schon erzürnt, durch meine Kompetenz überschreitende Nachfrage ist er noch erboster – und findet, nachdem er den Ausweis studiert hat, sogleich die richtige Gangart, um mich so zu überrumpeln, dass mir jedes weitere Wort im Hals stecken bleibt: Ich sei meinem Namen nach zu urteilen doch Deutsche, schreit er mit hochrotem Kopf, gerade als Deutsche hätte ich hier nichts zu suchen! Er hat noch ein paar Hässlichkeiten hinterhergeschickt, die habe ich jedoch verdrängt. Die Anspannung ist groß, aber ich bin von Haus aus mit Spannungen vertraut und kann damit umgehen, denke ich, und ziehe den Kopf ein.

Die Chance, den Jungen freizubekommen, ist in dieser Lage zwar ohnehin aussichtslos, doch der persönliche Angriff lässt mich verzagen. Natürlich trifft der Vorwurf mich im Kern. Allerdings trifft er mich zu jenem Zeitpunkt nur allgemein als Deutsche – nicht als Mitglied einer Täterfamilie. Mein familiärer Hintergrund spielt nur indirekt eine Rolle, ich habe ihn teilweise von mir abgespalten. Meinen israelischen Freunden habe ich zwar von meinem Großvater erzählt, doch eher beiläufig, fast so, als habe das mit meiner beruflichen Entwicklung rein gar nichts zu tun, gleichwohl ich überzeugt bin, ihnen dieses wichtige Detail nicht verschweigen zu dürfen. Angenehm war es mir freilich nicht, diesen »Schandfleck« in meiner Vita zu erwähnen, schließlich konnte ich nicht wissen, wie die Menschen, an denen mir sehr gelegen war, darauf reagieren würden. Natürlich habe ich früher auch den Halbsatz dazugenuschelt, den ich in der Familie so oft gehört habe: dass Hanns Ludin auch einige Juden gerettet habe. Das erleichterte mir mein Bekenntnis ein wenig, weil es das unbewusste Schuldgefühl milderte.

Schuldgefühl und Schuld sind nicht dasselbe. Persönliche Schuld für die Verbrechen der Nationalsozialisten habe ich nie empfunden, denn ich kann nichts dafür, dass mein Großvater und all die anderen Deutschen das Dritte Reich und seine Verbrechen möglich gemacht haben. Ich habe stattdessen stets

die Verpflichtung gespürt, verantwortungsvoll und sensibel mit meiner Herkunft als Deutsche umzugehen. Daraus zog ich trotzdem nicht den Schluss, mich ausschließlich für die israelische Seite entschließen zu müssen. Vielmehr war ich im Laufe meiner Beschäftigung mit dem Nahen Osten zunehmend davon überzeugt, es sei richtig, beide zu unterstützen, Israelis und Palästinenser zugleich, denn Menschenrechte sind universell. Immer mehr richtete sich mein Blick darauf, den tiefen Graben zwischen den beiden Gegnern zu überbrücken und mit denen zu arbeiten, die das ihrerseits tun. Das entsprach wohl auch dem, was ich in der Familie erfahren hatte und überwinden wollte: die Spaltung. So wie ich lange Zeit meine Eltern wieder zusammenbringen wollte, so wollte ich in übertragenem Sinne auch Israelis und Palästinenser in einen Dialog miteinander bringen. Ich habe versucht zu integrieren, was bei uns getrennt war – »die Guten und die Bösen«, die drinnen und die draußen, wir und die anderen, Opfer und Täter, Schuldige und Nicht-Schuldige, Starke und Schwache: Dichotomien ohne Ende. Dabei trägt jeder Mensch Anteile von beiden, scheinbar gegensätzlichen Polen in sich. Mich zwischen beiden Seiten des Konflikts zu positionieren, war mithin wohl auch das unbewusste Bemühen, die Spaltung in mir zu überwinden. Es ist ein langer Weg, das überhaupt zu erkennen und damit fertig zu werden.

In einer Diskussion über den Nahostkonflikt hat mir eine angeheiratete Verwandte damals vorgeworfen, ganz die Enkelin von Hanns Ludin zu sein – weil ich die israelische Besatzung kritisiert habe. So als sei Kritik an der Besatzung eine generelle Kritik an Israel überhaupt, folglich Antisemitismus. Obwohl ich diese Schlussfolgerung damals für groben Unsinn hielt, hat mich diese Behauptung dennoch getroffen, denn einen Großvater zu haben, der Kriegsverbrecher war, wirft folgerichtig auch die Frage nach dem Täter in einem selbst auf. Wann polarisiere ich und verletze damit andere? Habe auch ich meine aggressiven Seiten »ausgelagert« und übertrage sie

gar noch auf andere – wie einst die Nazis auf die Juden oder viele Menschen heute auf Ausländer, Juden, Araber, Schwarze oder Homosexuelle? Was hat meine Mutter von ihren Eltern und Großeltern übernommen und an uns Kinder weitergereicht?

Seine eigene Identität zu finden, ist schwer genug, diese in einer Familie wie meiner zu finden, wahrscheinlich umso schwieriger. »Auch ohne den nationalsozialistischen Hintergrund ist deine Familie schon kompliziert genug«, hat mir der israelische Psychologe Dan Bar-On einmal gesagt. Ich habe lange gebraucht, wirklich zu verstehen, was er damit meinte. Die NS-Vergangenheit und das Verdrängen der eigenen Rolle haben alles sehr viel komplizierter gemacht.

Jahrelang habe ich es für eine Ansammlung von Zufällen gehalten, dass ich mich mit dem Nahen und Mittleren Osten und seinen Menschen beschäftige und mich für Verständigung engagiere. Mittlerweile halte ich es trotz diverser Zusammenhänge, die gewiss zufällig waren, keineswegs mehr für einen Zufall. Ich denke, die unbewusste und bewusste Nähe zu meiner Vergangenheit hat mich in diese Region geführt – und das, was diese Vergangenheit in der Gegenwart aus mir gemacht hat. Ich sehe die Existenz der Deutschen eng verknüpft mit der der Juden und der Palästinenser – Dan Bar-On nennt das »das Spannungsdreieck«. Noch immer staune ich jedoch darüber, welche Umwege und Wege es gebraucht hat, die Geschichte meiner Familie und meine entsprechende Prägung mit meinen beruflichen Interessen und meinem politischen Ansatz in Verbindung zu bringen – die einzelnen Mosaiksteine zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Nur aus diesem Grund habe ich meine Tätigkeit im Nahen Osten hier angeführt, nicht um eine Parallele zwischen der israelischen Besatzung und dem Nationalsozialismus zu ziehen – wie das leider allzu oft geschieht. Ich halte Leid nicht für vergleichbar oder messbar und werde sehr ärgerlich, wenn die Leiden der Holocaust-Opfer mit denen der Deutschen im

Krieg oder nach dem Krieg gleichgesetzt werden. Ärgerlich werde ich auch, wenn Leute behaupten, den Palästinensern widerfahre das Gleiche wie einst den Juden. Solche Bemerkungen sind verantwortungslos und dienen noch nicht einmal denen, die man vermeintlich unterstützen will, denn die Bilder von Auschwitz sind so verstörend, dass das Leid in den palästinensischen Flüchtlingslagern dahinter verschwindet. Diese Vergleiche sind stets eine Ablenkung, eine Abwehr und geraten rasch zur Rechtfertigung. Es gibt einen großen Unterschied, ob man auf der Opfer- oder auf der Täterseite lebt, denn die Erfahrungen sind grundsätzlich andere. Auch wenn ich meine Mutter für ein »Opfer« ihrer Eltern, der Zeit und ihrer selbst halte, so würde ich ihr Schicksal nie mit dem eines Nachkommen von Holocaust-Opfern vergleichen. Es macht mich sehr traurig, wie mächtig die traumatische Vergangenheit über mehrere Generationen hinweg in uns allen, auf allen Seiten, weiterarbeitet. Gerade im Zusammenhang mit dem Nahen Osten darf das nicht vergessen werden.

Meine Mutter hat auch nach ihrem Zusammenbruch weiterhin viel gelesen: Bücher, Zeitungen, Zeitschriften. Sie hat sich mit großer Anteilnahme für das interessiert, was um sie herum geschah. Sogar in Momenten größter Schwäche oder Not hat sie regelmäßig den *Spiegel* und Romane auf Deutsch oder Englisch gelesen. Doch wenn sie einmal anfang, die Geschehnisse im Nahen Osten zu kommentieren, haben mich ihre Bemerkungen, gleichgültig, wie milde formuliert, furchtbar irritiert. Ich hörte bei ihr immer einen gewissen Unterton heraus, wenn sie sich entsetzt über das Verhalten der israelischen Armee äußerte. Es war ein Unterton, der mir bedeutete, sie suche in der Kritik an den Handlungen der israelischen Regierung nach Entlastung für ihr eigenes Schuldgefühl: Sieh, was die Israelis an Unrecht verüben, die sind ja auch keine Engel!, schien mir das zu sagen. Natürlich sind Israelis oder Juden weder Engel noch Teufel, sie sind wie alle anderen Mensch auch: mal gut, mal schlecht und mal beides zugleich in unterschiedlichen

Rollen. Wenn Eri mir mit solchen Worten kam, habe ich sie sofort gereizt abgewehrt. Erla, die bis ins hohe Alter regen Anteil an der Politik nahm, täglich interessiert ihre *Süddeutsche Zeitung* las und noch mit fast neunzig Jahren auf Friedensdemonstrationen ging, hat sich während meiner Berufsjahre im Nahen Osten übrigens nie über die dortigen Verhältnisse und Ereignisse geäußert. Dieses Glatteis hat sie klug gemieden. Ich habe sie immer als äußerst liberal und weltoffen empfunden, was sie wohl auch sein konnte, weil sie ihr früheres Leben ganz von sich abgespalten und eine neue, makellose Identität angenommen hatte.

Geradezu engelhaft wirkt Erla, wenn wir mit ihr zusammen sind. Ihre Geburtstage begehen wir, je älter sie wird, in umso größerem Familienkreis. Diese Feiern sind freudige, sehr schöne und lebhafte Anlässe. Aus aller Welt reisen ihre Kinder und Enkelkinder an, wir speisen an weiß gedeckten Tafeln, die Tanten kochen vorzüglich, wir trinken viel des guten Weines, lachen, plaudern und feiern Erla, unser verehrtes, geliebtes Familienoberhaupt, um das sich alles dreht. Die Kinder machen lustige Aufführungen, die Tanten tragen geistreich neckende Gedichte vor, die Männer schwingen humorvolle Reden. Es ist ein angeregtes Schnattern und Gurren im Raum, das von Jahr zu Jahr anwächst, weil neue Kinder dazukommen, die dann verzückt bestaunt und angeregt kommentiert werden. Natürlich wird auch laut über die allgemeine Lage und die Innenpolitik diskutiert. Die Mauer ist gefallen, die DDR ist am Ende und die Welt in rasantem Wandel. Tante Andrea kämpft für die Umwelt, erzürnt sich über die sozialen Missstände und die Armut in der Welt und dann gibt es laute Wortgefechte über Details, doch im Großen und Ganzen sind alle Familienmitglieder kritisch eingestellt und liberal.

Mit roten Bäckchen sitzt die noch immer aufrechte Gestalt Erlas unter uns, nippt fröhlich an ihrem Gläschen Wein und genießt es, im Mittelpunkt zu stehen. Auch mein Patenonkel Tilman aus Südafrika reist nun häufiger zu den Familienfes-

ten an, er hat das Bedürfnis, seine Mutter in ihren letzten Jahren noch so oft wie möglich zu sehen. Tilman ist ein stattlicher Mann mit einem Charme und Humor, der Räume füllt. Mit seiner Pfeife, dem verschmitzten Lächeln und den wachen braunen Augen, die er wie Eri vom Vater geerbt hat, strahlt er Stabilität und Ruhe aus. Er ist ein erfolgreicher und sehr großzügiger Mensch – und für alle Geschwister eine Art Vorbild und Vaterersatz. Manchmal diskutiere ich die Lage in Südafrika mit ihm. Nelson Mandela ist kürzlich freigelassen worden, nicht nur Osteuropa verändert sich! Tilman vertritt für mich erträglich moderate Positionen, ja, meines Wissens hat er als Unternehmer sogar Kontakt zum ANC aufgenommen, als deutlich wurde, dass die Rassentrennung nicht mehr aufrechtzuerhalten war. Aber gewiss, ein Kämpfer gegen die Apartheid ist er nie gewesen. Das hätte ich mir freilich gewünscht. Er ist aber auch nicht sonderlich überzeugt von meiner Kritik an der israelischen Besatzungspolitik; dass ich mehr Verständnis für die Regierung in Israel aufbringe, hätte er sich wahrscheinlich von mir gewünscht. Oft tauschen wir, gewissermaßen klammheimlich, auf Englisch anzügliche Witze aus und klopfen uns schallend lachend auf die Schenkel. Ich genieße es im Kreis der geliebten Familie, und viele meiner Freunde beneiden mich um dieses Privileg, so viele nette, anmutige, humorvolle und kreative Verwandte zu haben, mit denen ich mir so viel zu sagen habe. Wo sind hier die Schatten der Vergangenheit?

Eri nimmt an den Familienfesten immer seltener teil. Alle diese heiteren Menschen im Wohlstand, das kann sie nicht ertragen, und sie macht nicht nur ihrer Mutter, sondern auch den Schwestern böse Vorwürfe: Sie seien verwöhnt, hätten vom Leben keine Ahnung und stellten nichts als Trivialitäten auf die Beine. Das ist ihr vordergründiger Vorwurf. Was sie eigentlich meint ist: Seht ihr nicht, dass ich leide? Wo ist euer Leid, wie könnt ihr so unbeschwert leben? Denn im Gegensatz zu ihrer stoischen Mutter und zu ihren Geschwistern ist

sie nicht fähig, dem Erlebten standzuhalten und sich zu schützen. Sie ist dem Trauma von früher schonungslos ausgesetzt, denn schon »Kleinigkeiten« erinnern sie daran. Sie zieht sich zusehends zurück, wählt die vernichtende Einsamkeit. Die Einzige, die kommt, wenn sie in Not ist, ist Erla. Die inzwischen alte Frau erträgt viel, wenn es ihrem Kind schlecht geht – sie reist mit dem Zug durch die ganze Republik, wird nicht vom Bahnhof abgeholt, sitzt frierend in einer ungeheizten, eiskalten Wohnung, während Eri unter der warmen Decke den Tag verbringt, bekommt kein Essen gekocht und wird obendrein beschimpft. Sie lässt sich vorwerfen, sie kümmere sich ja nur ihres schlechten Gewissens wegen um sie, sie, die sie von jeher alles falsch gemacht habe. »Was geht in dieser Frau vor?«, fragt Erla. »Ist sie durch die Alkoholeinnahme von allen guten Geistern verlassen?«

Nein, Eri ist nicht von allen guten Geistern verlassen, ihr guter Geist sitzt an ihrem Bett und bewacht betrübt ihr Leid. Die Mutter ahnt, was ihrer Tochter fehlt, doch sie bringt es nicht über sich zu sagen: Es ist wahr, Vaters Taten waren ein Unrecht und ich habe daran mitgewirkt, weil ich ihn unterstützt habe, verzeih mir, lass uns um ihn und lass uns um seine Opfer trauern. Sie sagt es nicht, sie kann es nicht, ihre Liebe zu ihrem Mann ist stärker, dabei hat Hanns doch bis zur letzten Konsequenz die Verantwortung für sein Handeln getragen. Stattdessen versucht sie, ihr Kind zur »Vernunft« zu bringen. Wir alle versuchen, an ihre Vernunft zu appellieren. Erla wacht über das Tabu, das nicht gebrochen werden darf. Sie notiert: »Ich in meiner triebhaften Mutterliebe stelle mich immer wieder auf ihre Seite und bin immer wieder bereit zu hoffen. Es heißt, die Hoffnung aber lässt nichts zuschanden werden«, aber wahrscheinlich habe ich mit meiner hoffenden Hilfestellung den mit Sicherheit zu erwartenden Zusammenbruch nur hinausgeschoben. Wäre ich nicht mehr vorhanden, es wäre ganz anders gekommen.« Interessant ist vielmehr die Frage, wie es gekommen wäre, wenn Hanns noch am Leben wäre

und es im Nachkriegsdeutschland wieder zu einem angesehenen Bürger gebracht hätte.

Eri ist ein wandelnder Vorwurf. Es ist deshalb nicht unanstrengend, wenn sie es ab und zu doch mal fertig bringt, zu einer der Familienfeiern dazuzukommen. Sie sitzt dann eher schüchtern in der Menge und ist doch nicht zu übersehen, weil sie sich auch optisch absetzt: Der übermäßige Alkoholkonsum ist ihr mittlerweile anzusehen, denn ihre Haut hat dieses ungesunde Weinrot angenommen. Mit jedem weiteren Kilo um die Hüften, dem wachsenden Doppelkinn und den aufgedunsenen Wangen fühlt sie sich an die beklemmende Tübinger Zeit erinnert. Neben ihren schönen, schlanken Schwestern wirkt sie wie das hässliche Entchen, und so fühlt sie sich auch. Heute betrachte ich sie als das »schwarze Schaf«, als einen Schrei in das Schweigen hinein, als die offene Wunde der scheinbar intakten Familie, als Mahnmal gegen das Vergessen. Sie führt uns den ständig drohenden Abgrund vor, in den man auch stürzen könnte, denn nicht nur wir, ihre Kinder, alle anderen Verwandten tragen ebenso Anteile von Eri in sich. Deshalb fällt es auch immer schwerer, sie in ihrem schlechten Zustand anzusehen, denn sie erinnert an das Verdrängte, das so schmerzhaft ist, dass man seinen Anblick meiden muss.

Eri mag sich selbst nicht gern ansehen. Barbel bemerkt eines Tages, wie sie in einem scheinbar unbeobachteten Moment einem Clown gleich ihrem eigenen Spiegelbild die Zunge herausstreckt. Sie schließt daraus, dass ihre Schwester unter ihrem Äußeren leidet und dass ihr Äußeres, wie schon immer vermutet, einer hormonellen Krankheit geschuldet sei: *Morbus Cushing*. So etwas könnte wohl die Ursache aller Pein sein und diese scheinbar entlastende Erklärung macht in der Familie die Runde. Dabei ergibt eine abermalige, eingehende medizinische Untersuchung, dass sie unter keiner Hormonkrankheit leidet. Vielleicht hat Eri das aber nicht eindeutig kommuniziert, weil sie hofft, unter einer physischen

Krankheit zu leiden? Jedenfalls sind Eris vermeintliche »hormonelle Dysfunktion« sowie ihr Ex-Mann Heiner willkommene Sündenböcke der Familie; andere werden später folgen.

Mit Geschenken und vielen guten Ratschlägen versuchen die Schwestern, Eri zu helfen. Es ist verständlich, dass sie dies nur auf Abstand können, denn ist einmal der Finger gereicht, droht der ganze Arm zu verschwinden. Eris Bruder Malte geht in seiner Hilfe weiter, er fühlt sich von Eri nicht so bedroht und angegriffen, er ist ja auch ein Mann. Doch das ist nur die eine Seite. Die andere ist, dass er spürt, was seine älteste Schwester plagt, und für ihre Abneigung des »Clans« Verständnis hat. Er hat studiert und die Studentenrevolte miterlebt, und im Gegensatz zu allen anderen fünf Kindern ist er der Einzige, der offensiv sagen kann: Mein Vater war ein Nazi. Er schenkt seinen Geschwistern Dan Bar-Ons Buch »Die Last des Schweigens«, das in den 1980er Jahren beschrieb, wie Täterkinder sich im Gespräch über ihre Eltern äußern und wie schmerzhaft das ist. Bar-On kannte ich damals schon. Seine Dialogarbeit hat mich nachhaltig beeindruckt und in meiner eigenen Entwicklung weitergebracht; die Freundschaft zu ihm ist für mich ein großes Geschenk.

Eri zeigt uns allen, was es heißt, wenn man mit seinem Leben nicht fertig wird, und so grenzen wir sie aus, denn sie bedrängt uns mit etwas, das wir nicht verarbeiten können. Das ist das Paradox: Sie braucht den Alkohol, um »die Wahrheit« ertragen zu können, und gleichzeitig verhindert sie damit, dass man über sie spricht. Auch ich will das Thema Hanns Ludin bei ihr keinesfalls anrühren, denn ich habe Angst vor ihren depressiven Ausbrüchen, die sich wie im Dickicht verborgene Untiere auf mich stürzen wollen. Ich bräuchte sie »nur« zu bitten, mir zu erzählen und sie bei ihrer Geschichte nicht zu unterbrechen, nicht zu korrigieren, nicht zu kritisieren. Dabei müsste ich ihr »einfach« nur zuhören, um ihr etwas von der jahrzehntelangen Last zu nehmen. Natürlich bin ich von dieser Mutter völlig überfordert und nicht ihre Therapeutin.

Eris Versuche, sich Therapeuten anzuvertrauen, sind bislang fehlgeschlagen. Es gibt damals kaum Therapeuten, die für das Thema Nationalsozialismus und seine seelischen Folgen empfänglich oder gar ausgebildet sind. Viele Psychologen sind sogar unsensibel dafür, weil sie selbst durch familiäre Belastungen befangen sind; oder schlimmer noch, sie benutzen ihren Patienten für eine Eigentherapie bezüglich ihrer eigenen Vergangenheit. Jedenfalls ist Eri auch von therapeutischer Seite in jenen Tagen alleingelassen worden. Aus diesem Grund sagt sie immer wieder: »Das nützt mir überhaupt nichts.« Mich macht das ärgerlich, weil ich denke, sie drückt sich um eine Auseinandersetzung mit sich selbst. Das stimmt einerseits auch, denn dazu dient unter anderem ja auch der Alkohol; andererseits stimmt es nicht, denn wenn zum richtigen Zeitpunkt der richtige Therapeut zur Stelle gewesen wäre, hätte man ihr vielleicht helfen können. Stattdessen wird sie von niemandem ernst genommen und mit ihren Bemerkungen über die Vergangenheit gar noch pathologisiert: »Du spinnst doch!«, haben mein Bruder und ich ihr oft hilflos entgegnet. Dass sie spinnt, denken andere Familienmitglieder ebenso, die vermitteln ihr diesen Eindruck nur höflicher als wir aufgebrachten Kinder. »Die Familie (*familia domestica communis*: die gemeine Hausfamilie) kommt in Mitteleuropa wild vor und verharrt gewöhnlich in diesem Zustand«, hat Kurt Tucholsky 1923 treffend formuliert.

Sich nach der Decke strecken

»Kopf hoch, Brust raus, Bauch rein«, pflegte Hanns Ludin zu sagen. Erika Ludin spaziert erhobenen Kopfes, die Brust in natürlicher Pracht vor sich her tragend, langsam, aber beherzt die Hamburger Alster entlang. Das mit dem Bauch rein will noch nicht so recht klappen, aber was nicht ist, kann ja noch werden. Es ist ein kühler, kristallklarer Frühlingstag, der erste April. Sie unterbricht ihren Spaziergang in einem Café und gönnt sich einen Cappuccino. Die Sonne scheint. Bötchen im Winterfrack wippen am Steg vor sich hin und auf der Suche nach Fressbarem lassen sich einige Enten blicken. Am Fenster gleiten Jogger vorbei, zwischendurch auch immer wieder Radfahrer, die kräftig in die Pedale treten. Hundehalter mit ihren großen und kleinen Vierbeinern laufen den Alsterweg hinunter, derweil Frauen ihre Babys im Kinderwagen durch die frische Luft schieben. »To Pallikari echi Kaimou«, summt Eri vor sich hin: »Der tapfere junge Mann hat Kummer«, ein Lied von Mikis Theodorakis, das wir früher oft zusammen angehört haben. Dieses Jahr wird Eri noch einmal nach Griechenland in ihr Haus fahren, doch wird sie die weite Reise in den kommenden Jahren noch schaffen?

Eigentlich ist doch alles ganz erträglich, denkt sie energisch, als sie sich wieder aufmacht, um beim Portugiesen um die Ecke ein bisschen Brot und Wurst und eine Flasche Rotwein für den Abend zu besorgen. Sie hält mit dem Ladeneigentümer und seiner Frau einen kleinen Schwatz – reizende

Leute! –, kauft sich im Bioladen um die Ecke noch einen Tee und kehrt in ihre Wohnung zurück. Das Treppensteigen fällt ihr schwer, ihr Übergewicht und die Osteoporose machen ihr arg zu schaffen, aber es geht. Ihre große Wohnung ist entsetzlich leer, der schwächliche japanische Untermieter ist noch an der Universität und wird erst am Abend wiederkommen. Vielleicht hat er ja Lust, bei Eri ein Essen zu bestellen, Reste sind ja genügend im Kühlschrank, um ein schmackhaftes Mahl zu improvisieren. Vielleicht kann sie ihn sogar mit einem Aprilscherz aus seiner asiatischen Reserve locken. Eri stellt das Radio an, um die Stille zu vertreiben. In den Nachrichten spricht Helmut Kohl, doch sie hört nicht zu, denn sie schätzt den Kanzler aus der Pfalz nicht und interessiert sich auch nicht sonderlich für die Details der Abwicklung der ehemaligen DDR-Wirtschaft. Dann allerdings hört sie plötzlich den Namen Rohwedder und horcht erschrocken auf. Hastig schaltet sie auf einen anderen Sender um, und da ist es, das Desaster: Ihr damaliger Trauzeuge aus Berkeley, Detlev Rohwedder, Präsident der Treuhandanstalt, ist einem Mordanschlag der RAF zum Opfer gefallen! Daphy! Zwar hatte sie schon jahrelang keinen Kontakt mehr zu den Rohwedders, die Nachricht trifft Eri dennoch sehr. Zitternd stellt sie das Radio aus und geht ins Wohnzimmer, um auf ihrem Sekretär nach der Adresse von Daphys Witwe zu suchen. Der Kondolenzbrief will nicht gelingen; sie fühlt einen leichten Schwindel und nach einigen Versuchen wirft sie die angefangenen Briefbögen in den Papierkorb. Erst einmal zur Besinnung kommen. Die inneren Spannungen sind so groß, dass sie ihren Vorsatz, vor dem Abend nichts zu trinken, bricht und sich nun doch schon ein Glas Wein einschenkt.

Das Telefon klingelt, Auslandsgespräch, ich bin dran, zufällig habe ich im Gazastreifen auf der BBC von dem Anschlag gehört. Mein Vater und Rohwedder haben sich politisch zwar auseinandergelebt, doch sie haben noch immer in Verbindung gestanden. Erst vor wenigen Wochen sind die beiden alten Freunde gemeinsam essen gewesen. Heiner hat Daphy in der

Treuhandanstalt am Alexanderplatz in Berlin abgeholt und die beiden sind in einem gepanzerten Dienstfahrzeug zum Restaurant gefahren. Auf dem Fußweg vom Auto zum Lokal haben sie noch geschertzt, dass zwar der Wagen kugelsicher sei, sie auf dem Trottoir hier jedoch keinerlei Schutz gegen Angriffe hätten. Beim Essen wundert Heiner sich, dass sein Freund so wenig über die Gesellschaft der DDR weiß, deren Wirtschaft er doch abwickeln soll. Daphy sieht in seiner Unkenntnis offenbar kein Hindernis, seine Arbeit zu tun. Die beiden Männer trennten sich in freundschaftlichem Uneinvernehmen.

Ich versuche, meine Mutter zu beruhigen, und erzähle ihr von den miserablen Lebensverhältnissen in Gaza nach dem Golfkrieg, den ich dort unter schwierigen Bedingungen, aber glimpflich überstanden habe. Als UN-Pressesprecherin habe ich heute einige israelische Journalisten eingeladen und auf meine Tour durch die palästinensischen Flüchtlingslager mitgenommen, das hat mich nervös gemacht, weil die Lage nach sechs Wochen Ausgangssperre sehr angespannt und natürlich besonders für Israelis, aber nicht nur für diese gefährlich ist. Meine palästinensischen Kollegen beäugen meine Kontakte mit al-Jahud, »den Juden«, misstrauisch, denn aus Israel kennen sie keine Menschen, sondern nur Soldaten. Eri ist besorgt um mein Wohlergehen, ich versichere ihr jedoch, gesund und nicht gefährdet zu sein. Außerdem käme ich ja in einigen Monaten nach Hamburg zurück und dann sähe sie mich öfter. Eri ist mal wieder den Tränen nahe, als ich auflege. Weinen mache nicht schöner, Wein auch nicht, hat ihr eine Schwester geschrieben. »So what!«, denkt Eri trotzig und schenkt sich ein weiteres Glas ein. Grund genug zum Trinken gibt es in diesem schlechten Leben doch wirklich reichlich.

Sie ist in diesen Tagen einigermaßen stabil und hat sich auf ihr Leben als Einzelgängerin eingestellt. Natürlich ist sie nicht gesund, aber sie kommt zurecht und in der Nachbarschaft hat sie einen sehr netten Allgemeinarzt kennengelernt, der sie

mit Vitaminspritzen immer wieder aufzubauen versucht und der in der Not hürstig zur Stelle ist. In den Ferien besuche ich sie gelegentlich, aber meinen Bruder sieht Eri fast nie, er gondelt durch die Welt und ist nur selten in der Hansestadt. So sehr die beiden aneinander hängen, so unverträglich sind sie miteinander, denn sie verletzen sich immerzu aufs Neue und sind dann ungehalten und böse. Da ist es besser, den Kontakt auf ein Mindestmaß zu reduzieren – findet mein Bruder, was natürlich Anlass für neue Auseinandersetzungen ist. An Weihnachten werden wir Kinder aber wie üblich mit Eri feiern, das heißt, wenn sie die Vorbereitungen nicht gerade mal wieder ignoriert hat, um sich ihrem Rausch zu widmen.

Sie macht einen neuen Versuch, sich therapeutisch behandeln zu lassen. Eine Psychologin ist gefunden, zu der sie Vertrauen fasst. Diese hört ihr geduldig zu und geht auf ihre Sorgen und Gedanken ein. Eri erzählt ihr alles, was sie aus der Kindheit und Jugend erinnert. Es entsteht der Eindruck, dass Hanns ihr Hort war – die selten gesehene und dafür umso bedeutungsvollere Leitfigur ihrer frühen Jahre. Von seiner Mitverantwortung für die Vernichtung der Juden erzählt sie auch, und es wird deutlich, dass ihr Vater für sie durch diese schwere Schuld vom Thron gestürzt ist und sie in einen unerträglichen Konflikt gebracht hat: Sie kann ihm nicht verzeihen, an einem Menschheitsverbrechen mitgewirkt zu haben, gleichwohl der Gedanke zu ungeheuerlich ist, um ihn zu erfassen und zu ertragen. Sie hält Erla für mitschuldig, weil sie ihren Mann bis zum bitteren Ende unterstützt habe – »Wo gehobelt wird, da fallen Späne.« Sie beschreibt ihre Mutter als tüchtige, stark kontrollierte und kühle Frau, die für sie stets unerreichbar war. Aus ihrer Sicht hat sie ihr ganzes Leben vergeblich um ihre Liebe gerungen, ein Vorwurf, den sie ihrer Mutter auch direkt macht. Doch Erla kann das nicht nachvollziehen, ihrer Meinung nach ist ihre Mutterliebe groß, aber Eri will sie nicht annehmen.

Der Therapeutin wird bald klar, dass Eri trotz intensiver Le-

benserfahrung auf dem emotionalen Stand eines Kindes geblieben ist: bedürftig, infantil, unreif. Zugleich sieht sie eine weise Frau, die bei aller vermeintlichen Offenheit verschlossen und einsam ist, ängstlich, sich auf andere einzulassen. Eine Person voller Sehnsucht nach Geborgenheit – ach, würde ihre Mutter sie doch endlich einmal herzlich umarmen und halten, halten, halten! Die Wut, die sie gegen ihre Eltern empfindet, diese ohnmächtige Wut der maßlos Enttäuschten, kann sie allerdings nicht dulden, sie darf nicht sein. Der Alkohol soll die unangenehmen, aufdringlichen Gefühle niederdrücken – und bringt sie zugleich hervor. Die schmerzhaften Empfindungen richtet sie indes kaum gegen die Eltern, sondern gegen sich selbst. Sie fühlt sich an Stelle ihrer Eltern schuldig und macht sich dabei durch ihr Verhalten tatsächlich irgendwie schuldig. Es ist so, als verhindere sie aktiv und passiv ihr Recht auf ein gesundes, ausgeglichenes Leben. Die Psychologin sieht in Eri ein Porzellanpüppchen, das sich auf einem Sockel dreht – verführerisch, verheißend und zerbrechlich, aber nicht in der Lage, seine Versprechen einzulösen. Sie hat Sympathie für ihre Patientin, die ihr so viel Vertrauen entgegenbringt.

Endlich erhört und verstanden, erfasst Eri neuer Lebensmut. Sie hat wieder Lust auf Sinnlichkeit, auf neue Reize und Anregungen und so geht sie nun auch mal allein ins Kino, in ein Museum oder in eine Ausstellung. Gelegentlich lädt sie sich Gäste ein und bewirtet sie fast so gut wie früher. Zwar ist sie immerzu knapp bei Kasse, doch man muss sich halt, wie Erla sagt, »nach der Decke strecken«. Wie ihre Mutter hat Eri die Angewohnheit, nichts wegzuwerfen, also auch die trockenste Brotschnitte noch zu knabbern, den Schimmel von der selbst eingemachten Aprikosenmarmelade abzuschaben, um sie noch essen zu können, und Milch gar in saurem Zustand mit vermeintlichem Genuss zu trinken. Nachkriegsschmalhans.

Mager geht es auf Eris Teller auch zu, als sie sich Ende 1993

entscheidet, am Tegernsee eine Entschlackungskur zu machen. Alle sagen ihr doch, wenn sie erst mal wieder schlanker und ansehnlicher sei, werde auch die Freude zurückkommen. Zwischen sanften bayrischen Almen, auf denen im Sommer die Kühe mit schweren Glocken am Hals grasen, lässt es sich gut ausspannen. Die Kühe können die verschiedenen Glockentöne in ihrer Herde unterscheiden und sich so stets vergewissern, dass alle beisammen sind. Die Glocken sollen nach alter Tradition aber auch die Geister vertreiben, ihr Klang beruhigt.

Der Klinik ist eine Senioreneinrichtung angeschlossen. Dort leben inzwischen Eris frühere Zieheltern Anne-Marie und Peter Sauerbruch, mit denen sie sich öfter zum Tee zusammensetzt und über früher plaudert. Sie erzählt Peter unter Tränen, ihr Vater habe kein Recht gehabt, den sicheren Tod in der Slowakei auf sich zu nehmen, es wäre seine Pflicht gewesen, seiner Frau und seiner Kinder wegen sein Leben nicht in Gefahr zu bringen. »Meine Gegenargumente«, sagt Peter, »hat sie für sinnlos angesehen. Ein Mann wie Ludin konnte nicht anders handeln, als den Kelch bis zur Neige auszutrinken« – im Gegensatz zu seinen Vorgesetzten und vielen Kollegen habe er sich seiner Verantwortung nicht entzogen. Bei all seiner »Charakterfestigkeit und Geradlinigkeit« habe er es für notwendig gehalten, sich zu stellen. Hanns habe ihm 1945 in der Haft gestanden, der Nationalsozialismus sei der falsche Weg gewesen, und für seine Stellung müsse er sich verantworten. Peter versucht Eri das alles zu erklären, ihr ein wenig von ihrer drückenden Last zu nehmen: »Doch der Gedanke, dass ihr Vater eine Schuld überwunden hatte, blieb ihr fremd, wie sie ihm verübelte, dadurch eine neue Schuld auf sich geladen zu haben«, hat er mir später geschrieben. Dieser komplizierte Komplex von Schuld und Verantwortung der Eltern ist die Tragik ihres Lebens. Peter will das schon erkannt haben, als sie als junges Mädchen bei ihm und Anne-Marie in Hamburg lebte.

Eingehende medizinische Untersuchungen ergeben derweil miserable Leberbefunde und eine Raucher-Bronchitis. Den Ärzten fällt vor allem eine »deutliche Klagsamkeit, ein Refluss ohne Ende« auf. Die Patientin sei unruhig und merklich depressiv, Weinen und Lachen gingen ineinander über und sie habe ausgeprägte Schlafstörungen. Als sei die Uhr fünfundvierzig Jahre – auf 1948 – zurückgedreht, muss Eri zunächst neun Tage mit Flüssigkeiten fasten: Tee, Brühe, Tafelwasser. Es fehlen nur noch der Apfelsaft und die Nierenwuschung! Anschließend wird sie auf Basenkost umgestellt. Der besonderen Diät wegen speist Eri allein, Peter und seine Frau essen an einem anderen Tisch am entgegengesetzten Ende des Saales. Etwas beklommen sitzt sie da und nippt mit feinsten Tafelmanieren an ihrer Brühe. Sie fühlt sich einsamer denn je und ein wenig wie ein ungezogenes Kind, das zur Strafe Hausarrest hat und in der Ecke bleiben muss. Es kostet sie ihre ganze Willenskraft, sich an die Diät zu halten, sie mobilisiert immense Kräfte, um ihren Impulsen zu widerstehen. Oft weint sie in ihrem Zimmer. Doch sie schafft die schlimmste Hürde zur Ernüchterung, denn sie hat die Hoffnung auf Heilung nicht aufgegeben. In der Klinik gibt es auch Psychotherapeuten, die die Kur mit Gesprächen »flankieren«.

An manchen Tagen besucht Erla ihre Tochter. Sie ist noch immer zäh genug, um die beschwerliche Reise auf sich zu nehmen. Wenigstens ist die Landschaft vom Zug aus betrachtet bezaubernd schön, das ist ein Trost. Was Erla allerdings schlecht ertragen kann, sind die fortgesetzten und immer dezidierten Vorwürfe gegen sich. Peter ist manchmal dabei, wenn die beiden Frauen diskutieren und Eri ihrer gebeutelten Mutter vorwirft, ihren Mann falsch behandelt zu haben: »Das hätte alles nie geschehen dürfen!« Eri habe ihre Mutter ganz schön ins Schwitzen gebracht, so Peter, doch Erla habe ihr Korsett getragen und den Anschuldigungen standgehalten. »Sie war ganz darauf eingestellt, ihr Los zu tragen.«

Auf Peter wirken die beiden Streithennen wie Gestalten aus

zwei Welten: Die eine mit Werten, die nach dem Krieg nichts mehr galten, die andere aufgewachsen im Nachkriegsdeutschland, welches die NS-Zeit seiner Meinung nach allzu leichtfertig in Klischees von Gut und Böse gepresst habe. Was hätte man den Frauen raten, wie ihnen helfen können?, hat er sich später gefragt. Erla habe ihren Mann genau verstanden, im Auswärtigen Amt hätten doch alle gewusst, was mit den Juden geschah, ein »Versagen der gesamten Elite«. Eri sei von den beiden Frauen die schwächere, die kränkere gewesen, Erla habe sich von ihr nicht kleinkriegen lassen. Erla sei wohl sogar stärker als ihr Mann gewesen – die einflussreichen Frauen im Hintergrund, die in der Geschichte allzu oft vergessen werden. Und so helfen kein Rütteln und kein Töben. Erla reist erschöpft und traurig nach Hause, und Eri kehrt ohne das ersehnte Eingeständnis in ihr Zimmer zurück: Sie kommt gedanklich nie über die Vorstellung, Opfer all dessen gewesen zu sein, hinaus. Sie scheitert an sich selbst und verletzt sich immer wieder aufs Neue an der Mauer, die ihre Familie bildet, und ihrer eigenen, die sie um sich herum errichtet hat.

Die Kur hält sie eisern durch. In sichtlich erholtem Zustand fährt Eri nach sechs Wochen nach Hamburg zurück. Sie hat zehn Kilo abgenommen und ist von ihrer basischen Diät so angetan, dass sie diese zu Hause fortsetzen will. Als sie mich besucht – ich arbeite mittlerweile als Fernsehredakteurin –, steht eine dünnhäutige Frau vor mir, der man die Schönheit von damals entfernt wieder ansehen kann. Doch ich traue dem Frieden nicht und finde kaum Worte der Anerkennung für ihre kolossale Abstinenz-Leistung. Ich sehe sie noch heute auf meinem Balkon sitzen, sie, diese Person, die ihre Interessen mir gegenüber sonst stets so robust vertreten hatte, dass ich darüber vergaß, mich um mich selbst zu kümmern, jetzt fast verschüchtert und zaghaft. Ich merke nicht, dass sie einen Schritt zurückgetreten ist, um einen neuen Versuch zu wagen, auf mich zuzugehen und anerkannt zu werden. Zu oft schon hat sie mich in die Hoffnungs- und Sehnsuchtsfalle gelockt, als

dass ich mich ihr nun hier ergeben könnte. Dabei wäre es der richtige Zeitpunkt gewesen, um sie sanft und gelassen aufzufordern: »Erzähl!« Ich glaube, sie hätte mir damals viel aus ihrer Vergangenheit berichtet, sodass ich sie besser hätte verstehen können. Ich habe ihr und mir die Chance aber nicht gegeben und so überdeckten wir mit Belanglosem das andauernde Schweigen. Sie ist später einsam nach Hause zurückgekehrt zu ihren Röcken und Blusen aus guten Tagen, Kleidungsstücke, die ihr nun zum Teil wieder passten, die aber keiner mehr an ihr sehen wollte.

Als neun Monate später meine Tochter zur Welt kommt, ist meine Großmutter wieder zur Stelle und ich freue mich auf sie wie ein kleines Kind. Im Schlepptau von Eri besucht sie mich im Krankenhaus – vier Generationen von Frauen auf einem Bett. Natürlich treffen sie viel später als vereinbart ein, weil Eri nicht nur wie immer unpünktlich, sondern auch recht unpässlich ist. Das erste Enkelkind mobilisiert ihre Reserven, sonst hätte sie diesen Besuch gar nicht geschafft. Ich bin von einer sehr schwierigen Geburt geschwächt und ärgerlich, dass meine Mutter auf meine Kosten die Zeiten mal wieder nicht einhalten kann. Fast eifersüchtig wacht Eri darüber, wie Erla ihre Urenkelin zärtlich, ja nahezu demütig in die Arme nimmt und voller Wonne betrachtet. Erla hätte ich gerne noch am Wochenbett behalten, Eri hingegen ist mir zu anstrengend, sie verbreitet eine nervöse Unruhe und mäkelte wie üblich an ihrer Mutter herum. Sie merkt, dass ich Erlas Nähe suche, während ich zu ihr eine große Distanz zeige. Ihre Zappeligkeit ist schlecht zu ertragen; Erla sieht angestrengt aus, doch sie versucht, sich nichts anmerken zu lassen, um mich nicht zu belasten. Eri trägt schon wieder ihre weitesten Kleider. Als sie mit ihrem zerzausten Haar und dem etwas unförmig wirkenden beigen Regenmantel, Erla vor sich herschiebend, endlich zur Tür hinausgeht, versetzt es mir einen Stich von Traurigkeit. Mit dem Baby an der Brust versinke ich in einen tiefen Schlaf.

Im Winter 1995 hole ich Erla während eines weiteren Besuchs in Hamburg zu mir aufs Land, weil es Eri so schlecht geht, dass die alte Frau in ihrer Wohnung nicht ohne Hilfe zu-rechtkommt. Erla nimmt mein Angebot an und ich bin über-glücklich, sie bei mir zu haben. Aber das schlechte Gewissen beutelt sie, ihre Tochter dort im Elend allein gelassen zu haben – und Eri lässt keine Gelegenheit aus, sie telefonisch auf ihre moralische Verwerflichkeit aufmerksam zu machen: Du lässt mich im Stich, du bist egoistisch! Es ist Erlas letzter Besuch in der Hansestadt bei ihrer Tochter, denn ihre Kräfte lassen nach. »Ich muss mir abgewöhnen, immer an dich zu denken und mich zu sorgen. Ich kann ja doch nichts ändern«, hat sie Eri schon vor einigen Jahren geschrieben.

Auf der Fraueninsel am Chiemsee feiern wir in diesem Herbst ihren neunzigsten Geburtstag. Es ist ein wunderschönes Zusammentreffen aller Familienmitglieder, erstmals gar mit einem heiter gurrenden Urenkel. Es ist das letzte Treffen dieser Art. Erla ist glücklich, es wird viel fotografiert und gefilmt, denn alle ihre Kinder und Kindeskindern sind gekommen. Nur Eri nicht. Sie sorgt dafür, dass wir alle, nicht nur Erla, schmerzlich an sie denken. Sie straft uns geradezu mit ihrer Abwesenheit: Sie ist die Spielverderberin, der Stachel in unserem Familienidyll.

Die Patientin habe sich »seit etwa vierzehn Tagen nur von C_2H_5OH ernährt«, schreibt ihr Hausarzt mit Ironie in das Notarztprotokoll. Sie sei unruhig, könne nicht schlafen und übel sei ihr auch. Das ist alles sehr dezent ausgedrückt. Er kennt Eri mittlerweile gut, es ist nicht das erste Mal, dass sie so am Ende ist, dass er zu ihr nach Hause kommen muss, um sie zu behandeln. Was er in sein Protokoll schreibt, klingt medizinisch distanziert, man könnte es auch anders beschreiben, denn ihr Anblick ist erschreckend und gehört nicht in einen medizinischen Bericht. Der Arzt mag diese Frau dennoch und ihm ist klar, wie unangenehm es ihr ist, dass er sie in diesem elenden Zustand sieht. Lieber kommt sie zu ihm in die Praxis,

um sich die nötigen Aufbaupräparate, Spritzen und gelegentlich auch Beruhigungsmittel zu besorgen. Manchmal treibt sie's eben so arg, dass er zu ihr kommen muss, um sie zu verarzten. Mehr kann er für sie nicht tun. Es sind Feuerwehrdienste oder Symptombekämpfungsmaßnahmen, eine nachhaltige Behandlung scheint zwecklos. Ihre unaufhörliche Suche nach der Ursache ihrer schwachen Konstitution, der vermeintlich ein Hormonproblem zugrunde liegt, hält er für die pure Ratlosigkeit.

Ende 1996 landet sie zum wiederholten Male bei ihrem Hormonspezialisten in der Klinik. Sie ist in der Wohnung gestürzt, hat sich am Rücken verletzt und zwei Tage hilflos auf dem Boden gelegen. Zu Protokoll gibt sie, eine Wasserkiste gehoben zu haben, woraufhin es zu stechenden Schmerzen gekommen sei. Der Arzt weiß es besser, die »Fettleberhepatitis« gibt Aufschluss über den vermutlich wahren Hergang: im Suff böse gestürzt und nicht wieder hochgekommen. Während solcher Phasen der Bettlägerigkeit malträtiiert meine Mutter mich telefonisch besonders intensiv, und nicht nur mich, natürlich auch Erla und andere. Ich habe eine Tochter im Alter der Schubladenöffnungsfreudigkeit (ei da, juhu, schaut her, was es noch alles herauszuzerren gibt!) und einen Winzling von Sohn am Busen. Das kümmert sie in ihrem Wahn »einen Scheißdreck«. Wenn sie nicht gerade schläft, ruft sie an, und sobald ich wegen der vollkommenen Sinnlosigkeit der Gespräche auflege, läutet sie Sturm. Das penetrante Klingeln macht aggressiv, weil ich mich gegen diesen terrorartigen Druck schlecht wehren kann. In den Jahren der Übung habe ich gelernt, nicht mehr abzunehmen, wenn es ihr so schlecht geht. Doch wenn sie zwischenzeitlich Pause gemacht hat und dann nach Stunden wieder anruft, weiß ich nicht, dass sie dran ist. Es ist eine Falle, die Strafe: wüste Beschimpfungen. Sie droht sich umzubringen, wenn ich mich nicht sofort um sie kümmerte, wenn ich nicht den weiten Weg in die Stadt führe und sie versorgte. Ich lege auf, umarme meine Kinder und lege

meine Nase auf ihr weiches, feines Haar, oder ich vergrabe zum Trost mein Gesicht im dichten Nackenfell meines prächtigen, großen schwarzen Hundes, der mich fragend ansieht. Sie meldet sich plötzlich gar nicht mehr, ich rufe Stunden später an, aber es ist belegt, immerzu belegt. Tut-tut-tut hallt es aus der Leitung gnadenlos in mein Ohr. Es ist auch am nächsten Morgen noch belegt und ich bin mittlerweile aufgelöst vor Angst, dass sie sich tatsächlich etwas angetan haben könnte. Die halbe Nacht hat es mir keine Ruhe gelassen, aus Angst vor dem schlimmsten aller Fälle konnte ich nicht schlafen, ich warf mich hin und her, und das obwohl ich meinen Schlaf doch ebenso dringend brauche wie die Kinder eine gelassene Mutter.

Es ist einer ihrer üblichen »Tricks«. Sie erzwingt die Aufmerksamkeit und Zuwendung durch Erpressung. Natürlich habe ich meinen Mann auf dem Weg in die Stadt gebeten, bei ihr vorbeizuschauen, und sie hat die Tür erst nach langem Klingeln geöffnet. Sie hat es auch schon einige Male fertiggebracht, nicht darauf zu reagieren, und dann haben wir die Feuerwehr rufen müssen, um die Tür gewaltsam aufzustoßen. Entwarnung, jedes Mal, wobei die Verwüstung in ihr und in ihrer Wohnung ein verstörender Anblick ist. Eine ihrer Nachbarinnen ruft mich vorwurfsvoll an: Das sei doch unglaublich, dass sie sich um diese in Wahrheit doch ganz fremde Frau kümmern müsse, wozu sie denn Kinder habe! Sie sagt durch die Blume, dass ich ein Rabenkind sei, meine Mutter so im Stich zu lassen. Oh Gottogottogott, jammere ich ungläubig, womit habe ich das alles verdient! Die Nachbarin weiß nichts von den inzwischen zwanzig Jahre andauernden psychischen Qualen, nichts von den Aufregungen, den Hoffnungen, den vielen Enttäuschungen, von der sich breitmachenden Resignation. Sie kann nicht wissen, wie lange schon Eri bis zur völligen Erschöpfung und Selbstzerstörung gegen diese Gespenster ankämpft. Gespenster! Das dachte ich damals und tappte selbst im Dunkeln.

Dann wird Erla sehr krank. Sie muss ins Krankenhaus, Diagnose Krebs, aber das verraten ihre Kinder ihr nicht, damit sie den Mut nicht verliert. Die Verwandten werden aufgefordert, die letzte Reise zu ihr – der Mutter, der Großmutter, der Urgroßmutter – anzutreten. Ich setze mich mit meiner zweieinhalbjährigen Tochter ins Flugzeug und reise zu meiner Erla. Mit dem plaudernden Kindchen an der Hand gehe ich ins Krankenhaus. Blass sieht meine Großmutter aus und stark ausgezehrt, wie sie da so im Bett sitzt. Aber sie ist vollkommen klar und geistig beisammen, nimmt Anteil am bezaubernden Kind, an mir, wir unterhalten uns, sie steht sogar auf, geht vorsichtig zum Tisch am Fenster, setzt sich, schneidet bedächtig die Blumen in der Vase an, damit sie ja nicht verkommen – diese wundervollen, üppig strahlenden, knallroten Blumen! Ich benehme mich scheinbar normal, denn sie soll ja nicht wissen, dass sie vom Tod geweiht ist. Mit einundneunzig darf man sterben. Es fällt mir ungemein schwer, diese Tatsache zu akzeptieren, obwohl der Tod mir seit Jahrzehnten ständig zuwinkt, um dann triumphierend mit einem hämischen Grinsen doch wieder vorbeizuziehen.

Am nächsten Tag bleibt mein Kind bei einer der Tanten. Erla ist allein und wir wissen beide, dass wir uns das letzte Mal sehen, doch wir sprechen nicht darüber. In ihrem weißen Krankenhauskittel liegt sie dünnhäutig auf Kissen gebettet und kommentiert einen Brief, ich glaube, von meiner Mutter. Eri kann den Gedanken nicht ertragen, dass ihre Mutter stirbt, und trotz aller meiner Ermahnungen macht sie keine Anstalten, sich aufzuraffen und zu der Sterbenden zu pilgern. Nun ist Erla müde. Ich sitze auf ihrer Bettkante und schweige, streichle sie. Als ich das Krankenzimmer verlasse, kann ich nicht fassen, dass ich meine Großmutter nie wiedersehen werde.

Offenbar hat sie, nachdem sie zum Sterben wieder nach Hause zurückdurfte, nicht gewollt, dass Eri noch zu ihr kommt, um sich zu verabschieden, oder hat nicht an Abschied gedacht, weil sie unter dem Einfluss starker Medikamente stand,

die ihre Schmerzen lindern sollten. Wahrscheinlich hätte sie es nicht ausgehalten, das leidende Kind am Bett zu haben, das sie vom Sterben abhält und sie selbst auf dem Sterbebett noch belastet. Schon als sie im Koma ist, hat sie noch viel mitbekommen. Barbel, Ellen und Andrea wollen sie waschen und schicken ihren Bruder Malte, der helfen will, aus Pietätsgründen aus dem Zimmer: »Das bekommt sie doch gar nicht mit«, sagt Malte, der gerne helfen möchte. »Doch!«, sagt Erla plötzlich mit der altbekannten Entschlossenheit, Erla, die doch schon längst nicht mehr gesprochen hat.

Als sie im Süden stirbt, ist ihre Älteste mutterseelenallein am anderen Ende der Republik. Sie stirbt erst in dem Moment, als keines ihrer Kinder mehr bei ihr ist. Andrea ist nur kurz rausgegangen, um den Notarzt und ihre Schwestern anzurufen. In dem Moment hat sich unsere große Erla endgültig von uns verabschiedet. Es ist Mai 1997, und im Dezember hätte sie den Tod von Hanns fünfzig Jahre überlebt. Auf der Beerdigung habe ich geweint, als wäre meine eigene Mutter gestorben. Die indes war wieder die Einzige, die dem Begräbnis fernblieb.

»Nur noch du hältst mich zurück«

Ein Jahr später ist auch Eri tot.

Als sie den schrecklichen Unfall hat, ist ihre nur sechs Jahre ältere Tante Ursula, Onkel Adolfs Tochter, bei ihr zu Besuch. Eri ist nicht nüchtern, es geht ihr elend, aber wenn sie wach ist, sprechen die beiden Frauen über früher. Ursel hat Eris Vater Hanns, ihren Vetter, verehrt, weil er ihr als feine Persönlichkeit mit gutem Charakter imponierte, und Eri wiederum bewunderte ihren Vater Adolf. Allerdings hat Eri noch immer ein schlechtes Gewissen, weil sie glaubt, Adolf sei ihr damals wegen ihrer frechen Bemerkung über die angebliche Schwerhörigkeit böse gewesen. Ursel winkt ab, versucht, ihr die Last zu nehmen, ihr Vater habe wirklich nichts gegen sie gehabt. Die Gespräche wühlen Eri auf, es geht ihr schon seit Wochen miserabel. Immer wieder bricht sie wimmernd in Tränen aus, das ist ihr unangenehm und sie versucht sich fast krampfhaft zu beherrschen: »Ich bin doch eine Ludin«, sagt sie wiederholt.

Am nächsten Morgen bewegt sie sich vorsichtig tastend ins Bad, um sich zu waschen. Ihre Beine zittern. Sie schließt die Badezimmertür ab; lässt das brühend heiße Wasser aus dem Boiler in die Badewanne laufen; rutscht aus und fällt in das siedende Heiß. Ein lang anhaltender gellender Schrei, Unfalltrauma. Ursel kommt entsetzt zum Badezimmer gerannt, die Einundsiebzighjährige versucht verzweifelt die verriegelte Tür aufzubekommen, doch es ist zwecklos. Es dauert eine gute halbe Stunde, bis die Feuerwehr und die Polizei eintreffen und

Eri aus dem Bad befreien. Mit dem Helikopter wird sie sofort in eine Spezialklinik ausgeflogen. Die arme Ursula fährt genommen zurück nach Hause.

Als mich die Nachricht von ihrem Unglück erreicht, bin ich gerade erschöpft aus Israel zurückgekehrt, wo ich für eine Stiftung ein Frauenprojekt begutachtet habe. Meine Kinder sind glücklich, mich nach zehn Tagen Abwesenheit wiederzuhaben, ich muss meinen Bericht schreiben. Den Ernst der Lage begreife ich trotz des Schreckens nicht: zu viele Hiobsbotschaften, mittlere Katastrophen und unzählige Krankenhausaufenthalte haben mich abgestumpft. In Wahrheit lasse ich die Mitteilung von ihrem Unfall gar nicht richtig an mich heran.

Ich telefoniere täglich mehrmals mit den Ärzten, die mich auf dem Laufenden halten. Eri hängt an einem Beatmungsgerät, sie hat Verbrennungen dritten Grades vom Kopf bis zur Zehe, sie ist bandagiert und mit Schmerzmitteln ruhiggestellt. Nachdem sie einige Tage später das erste Trauma überwunden hat, befreit sie sich – typisch Erica! – vom Mundstück des Beatmungsgerätes. Sie kann selbständig atmen, es sieht so aus, als ginge es bergauf. Die Entzugerscheinungen machen ihr stark zu schaffen, doch die sind nichts verglichen mit den schier unerträglichen, den grauenhaften Verbrennungsschmerzen. Malte und seine Frau setzen sich kurz entschlossen in ihren Wagen und reisen ins Krankenhaus.

Als ihr Bruder an ihr Bett kommt, weint Eri. Die künstliche Beatmung musste inzwischen wieder aktiviert werden, denn sie ist doch nicht kräftig genug, um ohne Hilfe zu atmen. Malte drängt mich, zu ihr zu fahren, es ginge ihr nicht gut, der Arzt habe den Eindruck, sie habe aufgegeben. Wenn ich in der Klinik anrufe, heißt es, ihr Zustand sei kritisch, aber »stabil«. Hin- und hergerissen beschließe ich, in drei Tagen zu ihr zu reisen, es sei denn, die Ärzte schlagen Alarm und ich muss eher kommen. Ich treffe entsprechend Vorsorge. Ich fliege nach Dublin, wo mein Bruder und ich unseren Vater überraschen wollen: Es ist sein siebzigster Geburtstag. Diesen Tag

mit ihm in der irischen Hauptstadt zusammen zu feiern, hatten wir schon lange geplant. Eine Lebensmittelvergiftung lässt mich dort nachts ohnmächtig werden, am folgenden Morgen fühle ich mich todkrank. Auch meinen Bruder hat es erwischt, er musste sich die ganze Nacht übergeben. Nicht nur deshalb gerät dieser Geburtstag nicht zur Feier – wir sind alle sehr bedrückt. Am Telefon versichern die Ärzte mir, meiner Mutter ginge es den Umständen entsprechend, also unverändert.

Am Hamburger Flughafen angekommen, fahre ich sofort zur Klinik. Man lässt mich sogleich in die Intensivstation. Meine Mutter liegt auf weißen Laken von oben bis unten verkabelt und eingewickelt, und damit sie ihre Wunden nicht aufreißt, ist sie regelrecht ans Bett gefesselt. Das Beatmungsgerät lässt ihren Brustkorb auf- und niedersinken, sie schläft, als ich den Raum betrete. Ich küsse sie auf die Stirn, sie wird wach. Sofort schießen Tränen in ihre Augen. Sie kann nicht sprechen, sich nicht bewegen. Nur die Augenbrauen und die Fingerspitzen lassen eine Regung zu. Diese völlige Ohnmacht, so der Verletzung ausgeliefert zu sein! Was war das für eine ausdrucksvolle Frau und nun liegt sie schweigend da, ihr ist der Mund versiegelt, sie ist zum Schweigen verurteilt. Sie wirkt wie erlöst, dass ich endlich da bin. Der Arzt sagt mir, die Verbrennungen seien so stark, dass sie am folgenden Tag operieren müssten, um Haut zu transplantieren. Das sei wegen ihrer schlechten Blutwerte nicht ganz ungefährlich. Er deutet an, dass die Leber nicht mehr richtig funktioniert, er sagt aber nicht, dass die Operation lebensgefährlich ist. Ich streichele Eris Fingerspitzen und bleibe bei ihr sitzen. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich viel gesprochen habe, dieser ganze Anblick hier ist so überwältigend, dass ich noch immer gar nicht richtig begreife, was vor sich geht. Manchmal döst Eri ein, sie steht unter Morphinum. Als es draußen schon dunkel geworden ist, verabschiede ich mich von meiner Mutter – wünsche ihr viel Kraft für die Operation, morgen käme ich anschließend

gleich wieder zu ihr, sie solle nicht verzagen. Sie kneift die Augen zusammen und Tränen rollen ihre Wangen hinunter.

Ich habe irgendwo in der fremden Stadt ein einfaches Hotel gefunden und mir in dessen Restaurant mühsam etwas Essbares einverleibt. Eine enorme Unruhe plagt mich und lässt mich fast gar nicht schlafen. Ich erinnere mich an Eris letzten Besuch bei mir zu Hause: Sie kam vergangene Weihnachten, adrett gekleidet, ihren schon etwas abgegriffenen, eleganten Koffer in der Hand und sichtlich aufgeräumt. Mit meinen Kindern hat sie rührend gespielt – sie ließ geradezu die Puppen tanzen, so wie früher, als sie selbst ein Kind war. Ihre Enkel haben sich köstlich amüsiert. Außerdem hat sie wunderbar gekocht, mir gezeigt, wie man mit dem Wok umgeht und asiatische Speisen zubereitet. Sie war sehr lieb und hat sich bemüht, alles richtig zu machen, fast so, als wollte sie, dass wir sie in bester Erinnerung behielten, als ahnte sie, dass ihr bald etwas passieren würde.

Am nächsten Morgen stehe ich früh auf und wandere durch die hübsche alte Innenstadt. Durch meinen Kopfrasen die Gedanken und überschlagen sich – wird sie die Operation gut überstehen, wird sie wieder gesund? Sollte die Hauttransplantation gelingen, wie um Himmels willen soll es anschließend mit ihr weitergehen, seelisch krank und nun auch noch verunstaltet? Es sind verbotene Gedanken. Widerstreitende Gefühle. Ich mache mir Notizen auf einem Zettel und telefoniere, um meine Panik zu unterdrücken. Die Minuten schleichen voran wie Stunden, vor Angst kann ich mich kaum beherrschen. Irgendwann steigt in mir Gewissheit auf: Sie wird es nicht schaffen. Es ist, als sei ich telepathisch mit meiner Mutter verbunden, ich weiß, dass sie gerade ihre letzte Lebenskraft verliert. Am Telefon sagen die Ärzte, ich könne noch nicht zu ihr, es habe Komplikationen gegeben, »bitte melden Sie sich später, noch Geduld«. Mein Bruder Johann Heinrich ist bereits in Hamburg gelandet und auf dem Weg zur Klinik. Auch ihn hat letzte Nacht der Zweifel wach gehalten und er ist sofort in die

nächste Maschine von England in die Hansestadt gestiegen. Innerlich schluchzend streife ich durch die fremden Straßen und Läden. In einer renommierten Marzipanbäckerei trinke ich einen Kaffee. Ich sehe alles um mich herum an und sehe nichts. Ich kann mich nicht konzentrieren und muss mich ablenken. Abermals rufe ich im Krankenhaus an und endlich, endlich heißt es, der Zustand meiner Mutter sei stabil, ich dürfe zu ihr. Ich atme erleichtert auf: Halleluja, sie hat überlebt, sie hat es fertiggebracht, meine Güte, ist sie zäh!

Johann Heinrich ist unterdessen eingetroffen, es dauert, bis wir zu unserer Mutter dürfen. Sie habe einen Nierenschock erlitten, erklärt der diensthabende Arzt, und literweise Blut verloren, man habe sie, kaum aus dem OP, auf ihrem Krankbett nachoperieren müssen, weil die Operationsnähte aufgeplatzt seien, ja, sie habe aus dem ganzen Körper geblutet, und ich denke, das Bett muss eine riesige Blutlache gewesen sein. Ich sehe das Blut meiner Mutter aus den Nähten quellen, doch bevor ich den schaurigen Gedanken zu Ende denken kann, sagt der Arzt wieder dieses Wort, er sagt, sie sei jetzt »stabil«, einer dieser medizinischen Euphemismen, wie ich gleich feststellen werde, ein Ausdruck, dem ich mein Lebtage kein Vertrauen mehr schenken werde.

Kaum dass ich mit meinem Bruder Eris Krankenzimmer betrete, weiß ich, dass sie schon nicht mehr richtig lebt. Ihre Hautfarbe ist leichenblass. Das läge an dem großen Blutverlust, sagt der junge Arzt beruhigend. Er geht hinaus und lässt uns mit Eri allein. Wir setzen uns jeder an eine Bettseite und halten ihre Hände. Manchmal stehen wir auf und küssen ihr die Wange. Der Beatmungsapparat lässt ihren Brustkorb stetig auf- und wieder niedersinken, ansonsten regt sie sich nicht. Auf dem Monitor zeigt sich ihr Herzschlag: STABIL! Wir starren darauf wie das eingekesselte Reh auf den Jagdhund. Immer wieder sackt die Kurve ab, dann kommt der Arzt ins Zimmer und gibt Eri eine Spritze, die einen neuen Wellenschlag erzeugt.

Eri ist zwar im Koma, aber ich bin sicher, sie spürt, dass ihre Kinder bei ihr sind. Ich verspreche ihr, sie nach Griechenland in ihr Haus mitzunehmen. Ich sage ihr viel in diesem Moment, in Gedanken bin ich mit ihr verbunden, erfüllt von der Hoffnung, sie könne mich »hören«. Mein Bruder und ich reichen uns über den kräftigen Bauch unserer Mutter hinweg die Hand und halten sie so umschlungen. Die Kurve versackt nun in immer kürzeren Abständen, es ist sogar für uns Laien deutlich, dass Eri es nicht mehr schafft. Ich bin starr vor Kummer und Ungläubigkeit. Nach einiger Zeit kommt der Arzt leise herein, wir nicken uns zu und er stellt das Beatmungsgerät ab. Die Kurve verschwindet im Nichts: Unsere Mutter ist tot.

Man ist nett zu uns dort im Krankenhaus, wir dürfen noch bei Eris Leichnam sitzen bleiben. Draußen ist es schon längst duster, und ein schwerer Regen prasselt auf das Dach des Flachbaus nieder.

Wir weinen und halten unsere Mutter – musste sie erst sterben, um endlich gehalten zu werden? Jetzt hat sie wenigstens die Ruhe, nach der sie sich ihr ganzes Leben gesehnt hat, denke ich. Vielleicht hat sie den Tod immer herbeigesehnt? Nein, aber doch nicht so elendig, so außerordentlich schmerzvoll! Was hat sie als Kind zu ihrer Freundin über ihren Vater gesagt: »Grad so ein schrecklicher Tod!« Sie ist ihren Eltern gefolgt, von denen sie sich nie lösen konnte. Erla, »Ohne dich wär' sowieso alles nichts, überhaupt nichts« oder »Nur noch du hältst mich zurück«, das waren ihre Worte als junge Frau und nun hat sie es gerade eben mal ein Jahr ohne ihre Mutter ausgehalten. Erla hat sie mitgenommen, denke ich irrational, und ich spüre einen kleinen Anflug von Irritation.

Auch ich kann mich nicht von meiner Mutter lösen, der Gedanke, den Raum und die Klinik zu verlassen und sie nie wiederzusehen, ist unfassbar, was kann ich tun, um sie zu bewahren? Ich weiß nicht, wie lange wir dagesessen haben, es erscheint mir sehr lange. Im Zimmer herrscht eine unheimliche Ruhe, es hat zu regnen aufgehört, nur die Wanduhr bewegt

ihren riesigen Zeiger stetig klackend vorwärts. Als wir endlich aufbrechen – ich kann beim Hinausgehen den Blick nicht von ihr abwenden –, sagt der Arzt, man sei auch erschrocken gewesen über dieses rasche Sterben, das sei nicht vorauszu-sehen gewesen.

Ich halte mich an dem Gedanken fest, dass unsere Mutter auf uns gewartet hat, uns nahe bei sich brauchte, um von uns zu gehen. Heute bin ich mir da nicht mehr so sicher: Ich befürchte, nicht sie, sondern die Ärzte haben auf uns gewartet, damit wir Abschied nehmen konnten, bevor sie die Maschinen abstellten. Draußen rufen wir unseren Vater und Eris Geschwister an, um ihnen ihren Tod bekannt zu geben, es sind kurze Gespräche und ich weiß nicht, wie es ihnen anschließend mit dieser Nachricht ergangen ist.

Jeder hatte mit ihr eine eigene Beziehung und eine eigene, schwierige Geschichte. Schuldgefühle schmuggeln sich unter den Abschiedsschmerz und behindern ihn. Der Regen setzt wieder ein. Es ist Ende April 1998 und es regnet die ganze Nacht hindurch bis in den späten Morgen hinein.

Am Abgrund

Die Trauerrede sei ja sehr schön gewesen, sagt sie, aber den erwähnten Naziverbrecher hätte sie lieber in Anführungsstrichen gesehen. Diese Verwandte hält ihren Vater nicht für einen Kriegsverbrecher, sondern für ein Opfer seiner Zeit. *In dubio pro reo* – im Zweifel für den Angeklagten. Beweise für sein Wissen um die Vernichtung der deportierten slowakischen Juden gebe es nicht, daran hält sie eisern fest.

Für Eris Beerdigung habe ich eine Rede geschrieben, in der ich mich auf die Spuren ihres Lebens begeben und nach den Gründen ihres Todes gesucht habe. »Eri, im Jahr der Machtergreifung der Nationalsozialisten geboren, die bewusst den Krieg erlebt und anschließend ihren als Naziverbrecher hingerichteten, geliebten Vater verloren hatte, hat unter diesem traumatischen Kindheitserlebnis Zeit ihres Lebens gelitten. Es war ihr deshalb auch nicht gegeben, andere schmerzhaft Erfahrungen, wie insbesondere den Verlust unseres Vaters, zu verarbeiten. Als nach Hanns auch ihre zweite große Liebe, Heiner, gegangen war, standen bei ihr die Uhren still«, formuliere ich etwas holperig.

Mit dieser einen Ausnahme ist niemand in der Familie auf meine These eingegangen. Nur eine weitere Person hat versucht, mir zu erklären, dass Eri wirklich Probleme mit ihren Hormonen gehabt habe. Ich interpretiere ihre Bemerkung als einen Hinweis darauf, dass man mit meiner Analyse nicht einverstanden ist.

Nach der Beerdigung in der schönen alten Stadt sitzt mein Onkel Tilman im Schneidersitz und pfeiferauchend auf seinem Hotelbett, eine seiner Töchter, ich glaube, auch Andrea, mein Bruder und ich hocken um ihn herum, den köstlichen Rotwein nippend, den er aus Südafrika mitgebracht hat. Tilman wird ein Jahr später sechzig und kurz darauf an plötzlichem Herzversagen sterben. Noch ein Kind ist mit Erla gegangen. Wir sind eine Familie, die plötzlich nicht mehr zur Ruhe kommt.

Überhaupt scheinen wir uns seit Eris Tod nur noch zu Traueranlässen zu treffen. Die fröhlichen Feste gehören zu den gloriosen *Tempi passati*, jeder geht jetzt mehr seiner eigenen Wege, es fehlt der verbindende Sinn, den Erla uns gegeben hat: Was genau eigentlich war dieser Sinn? Ich stelle fest, dass ich viele meiner Verwandten gar nicht gut kenne, nicht weiß, was sie bewegt, und sie auch nie danach gefragt habe. Nach Eris Tod erhalte ich zahlreiche Kondolenzschreiben – da kommt einiges zurück von dem, was meine Mutter ihren Freunden und Bekannten an Zuwendung gegeben hat. Auch ihre vergangenen Lieben melden sich bei mir, Laurence hat sogar ein Gedicht für sie geschrieben. Ihre Wohnung, die wir räumen müssen, ist voll von Briefen und Fotos, fünfzig Jahrgänge unsortierte Korrespondenz in riesigen Schubladen der Erinnerung.

Einige Monate später kehre ich das erste Mal seit vielen Jahren nach Griechenland zurück. Meine Kinder sitzen aufgeregt zwischen uns Eltern, als wir mit der kleinen Propellermaschine landen. Mein Bruder steht am Ankunftsgebäude des Inselflughafens, um uns in Empfang zu nehmen. Es ist für uns beide ein sehr emotionaler Moment, denn es ist wie eine Heimkehr, nur dass Eri jetzt nicht mehr da ist.

Die griechischen Bekannten und viele Einwohner unseres Dorfes begrüßen mich herzlich und bewundern den Nachwuchs. Der Name Erika ist in aller Munde, in einigen Läden und Tavernen spricht man mich noch jahrelang auf sie an. Ob-

wohl man von ihrem Alkoholproblem wusste, hatte man die warmherzige Deutsche ins Herz geschlossen: »Erika!« Die ausländischen Freunde sagen natürlich »Nora«, aber sie meinen dieselbe Frau. In ihr Haus zurückzukehren ist, als könnte ich ein Stück ihrer Seele bewahren – die dicken Steinmauern bieten Schutz und der Blick aufs Meer Zuversicht.

Eines Sonntagmorgens hämmert es laut an der Tür. Verschlafen öffnen wir und da steht der verrückte Eselsmann Sotiris mit von der Sonne gezeichnetem Gesicht und seinem Hirtenstock in der Hand. Aufdringlich war er ja schon immer, wir fühlen uns gestört und verstehen nicht, was er will, denn er spricht schnell. Am Ende lassen wir uns breitschlagen und folgen seiner Aufforderung, sofort in die kleine Kirche auf dem Berg zu kommen. Als wir eintreffen, ist bereits die gesamte Nachbarschaft anwesend, Kinder und Alte, ganze Familien. Eng beieinander stehen wir im Innenhof und lauschen dem orthodoxen Priester. Es dauert eine Weile, bis wir verstehen, dass er der Toten gedenkt, denn er nennt alle möglichen Namen. Und dann fällt auch der Name Erika. Ergriffen fasse ich die Hand meines Bruders, wir stehen Seite an Seite wie Brüderlein und Schwesterlein im dunklen Wald. Anschließend gibt es ein Glas Tee, kleine Brötchen und ein paar Süßigkeiten. Sotiris ist nicht dabei, er ist wohl nach verrichteter Mission gleich wieder mit seinem Esel davongeritten. Ich werde der alten Nervensäge auf immer dankbar sein, uns hier zu dieser Andacht geschleppt zu haben.

Um das Gedenken geht es auch in unserer Familie. Jeder hat seine Ansichten über die Toten und deren Rolle im Leben, jeder lebt mit seinen Bildern, die die persönlichen Erfahrungen geprägt und die Gedanken geformt haben. Eri und Tilman, viel zu früh gestorben, sind eine Last auf dem Gewissen: Warum mussten sie so früh gehen? Die einen finden meinen Nachruf auf Eri verklärt, andere loben mich, ich habe ihr die Würde zurückgegeben. Ich habe ihre guten und ihre schlechten Seiten beschrieben, aber mag sein, dass man dazu neigt,

die Toten nachträglich schönzureden, übermäßige Idealisierung ist unserer Familie ja nicht fremd.

Nach Erla und Eris Tod hat nun Barbel bei den Ludins die Rolle der »Stammesältesten« inne und sie spielt sie mit natürlicher Eleganz und Entschlossenheit. Sie ist in die Fußstapfen Erlas getreten und kämpft um das Andenken ihrer Eltern. Diskussionen über unsere unterschiedlichen Geschichtsauffassungen führe ich zu jenem Zeitpunkt noch nicht, ich vermeide es, bei meinen Verwandten das Thema Vergangenheit anzuschneiden – ich vermeide ebenjenen Konflikt, der entstehen kann, wenn die Ansichten und Vorstellungen einer Person mit der Zuneigung zu ihr nicht mehr in Einklang gebracht werden können. Ich will meine Angehörigen nicht verlieren – so wie die Kinder von Hanns und Erla Ludin fürchten, ihre Eltern zu verlieren, wenn sie deren problematische Seiten wahrnehmen. Es ist das Dilemma, in dem meine Mutter so tragisch verfangen war.

Innerhalb der Familie streiten wir bis heute darüber, was die Deutschen während der Zeit des Nationalsozialismus wirklich gewusst haben und wie sie anschließend politisch und gesellschaftlich damit umgegangen sind. Uns Enkelkindern fällt es weniger schwer, die Rolle unseres Großvaters zu bewerten. Wir haben ihn nie kennengelernt und haben einen zeitlichen und emotionalen Abstand. Dass Hanns Ludin ein Nationalsozialist war, bestreitet im Übrigen niemand in unserer Familie, umstritten ist lediglich, ob er sich schuldig gemacht hat.

Mein Onkel Malte, Dokumentarfilmer von Beruf, greift die Differenzen auf und beginnt, sich intensiv mit der Figur seines Vaters zu beschäftigen. An Aufklärung interessiert und in der Hoffnung, Klarheit und Entlastung zu finden, helfen die Schwestern ihrem Bruder bei der Recherche, sie kramen in ihren Erinnerungen, ihren Papieren, in Briefen, Aufzeichnungen und Fotoalben. Sie lassen sich sogar vor der Kamera interviewen, um ihre Sicht darzustellen, und auch die meisten von uns Enkelkindern sprechen mit unserem Onkel. »2 oder 3

Dinge, die ich von ihm weiß« hat Malte seinen Film genannt, der nach jahrelanger Arbeit 2005 erstmals mit großem Erfolg auf der Berlinale gezeigt wurde. Über seine Mutter Erla sagt er im Auftakt: »Solange sie lebte, hätte ich mich an diesen Film nicht gewagt. Und sie lebte lange.« Es ist ein nahezu peinigendes Dokument über das Leugnen und Verdrängen in einer deutschen Familie – in unserer Familie. Es ist dieser Zwiespalt zwischen historischer und persönlicher »Wahrheit«, der nur in einem schmerzhaften seelischen Prozess aufzulösen ist.

Meine Mutter hat Zeit ihres Lebens versucht, das zerrissene Abbild ihres Vaters wieder zusammenzufügen. Wäre es ihr gelungen, so hätte es ihr geholfen, zur Ruhe zu kommen; doch diese Gnade konnte oder sollte sie nicht erfahren. Eri hat diese widerstreitenden Gefühle und die Trauer nicht ertragen und sich selbst zerstört. Und nun leidet gar ihr eigenes Andenken, weil die wahren Ursachen ihres Leides innerhalb der Familie ebenfalls verdrängt werden. Überspitzt könnte man sagen, Hanns und Eri sterben durch das Leugnen und Verdrängen ein zweites Mal, weil ihr Leben auf eine Weise gedeutet wird, die ihnen nicht gerecht wird. Sich der monströsen Schuld des eigenen Vaters zu nähern und sie zu akzeptieren, ist eine extreme Herausforderung. Weiter im Zweifel zu leben, ohne Stellung zu beziehen, halte ich inzwischen jedoch für viel unerträglicher – für das persönliche Wohlbefinden und politisch sowieso.

Über sechzig Jahre sind vergangen, seitdem mein Großvater Hanns Ludin am Galgen gehenkt wurde. Während seines Prozesses sagte er: »Klare politische Absichten und Ziele hatten wir damals wohl kaum, sondern nur – wie [...] wohl die meisten Menschen in Deutschland – das Gefühl, dass es so nicht weitergehen könne.« Dieses Gefühl haben viele Menschen heute wieder – sie sind orientierungslos, arbeitslos, desillusioniert und von den Politikern enttäuscht. Rechtsextremismus, Rassismus, Antisemitismus, Islamophobie und viele andere Formen der Diskriminierung haben wieder zu-

genommen und sind trotz aller gegenteiligen Beteuerungen beinahe schon wieder salonfähig. Die Antisemitismusexperten verweisen uns auf die Statistiken, sie registrieren die antisemitischen Schmierereien, die Zwischenfälle an Schulen, die verbalen und physischen Angriffe unter Kindern und Jugendlichen, die Medien melden die Ermordung von Menschen anderer Hautfarbe und so weiter. Gewalttätige Glatzköpfe und Israel hassende Islamisten geistern als Bösewichte durch die Medien und verunsichern die Gesellschaft.

Auf Tagungen erlebe ich, dass man sich auf den ostentativen, eklatanten Antisemitismus und Rassismus konzentriert. Man tauscht sich intellektuell über die »anderen« aus und verengt dabei den Blick auf ein Problem, das nicht nur bestimmte Gruppen, sondern die gesamte Gesellschaft betrifft. Die spektakulären Fälle, die man zu Recht mit Empörung aufnimmt, sind symptomatisch für einen allgemeinen gesellschaftspolitischen Missstand. Die öffentliche Debatte beschränkt sich überwiegend auf bestimmte Gruppierungen und auf Randgruppen, derweil der Diskurs getrieben zu sein scheint von einer wechselseitigen Dynamik der Schuldzuweisungen und Schuldabwehr. Viel beunruhigender als »die Glatzköpfe« oder »die Langbärtigen« sind die intellektuellen Wegbereiter einer gesellschaftlich und politisch polarisierten Atmosphäre, die »den Feind« stets im anderen zu erkennen glaubt. Die Sündenböcke finden sich außerhalb der eigenen Gruppe oder der eigenen Familie. »Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein«, so hieß es in der NS-Zeit; heute sagt man: »Wer nicht für uns ist, ist gegen uns.« Auf diese Weise kann alles Böse, alles Aggressive, alles Gefährliche ausgelagert werden. Man muss sich keine Gedanken über die eigene Rolle im Zusammenspiel der Kräfte machen. Wie ließe sich der öffentliche Diskurs in einen fruchtbaren gesellschaftlichen Dialog umwandeln?

Natürlich kam bei meiner Mutter, um die es mir hier geht, vieles zusammen, es gibt keine monokausale Erklärung für

ihr Leiden – Genetik, der dramatische Vätertod, die psychosomatischen Störungen, das Scheitern in der Schule, die zerrüttete Ehe, all das hat auch eine Rolle gespielt. Hormonelle Erkrankungen, so sie denn allen medizinischen Befunden zum Trotz dennoch vorgelegen haben sollten, oder Alkoholprobleme machen noch keine Tote. Die eigentlichen Ursachen liegen in der verletzten Psyche begraben, deren ursprüngliche, nie überwundene Traumatisierung durch viele neue Belastungen immer wieder entfacht wurde. Es war auch ihre Befangenheit in einem System, das alles Gewaltsame, Bösartige, Aggressive unterdrückt und verdrängt und dadurch unabsichtlich immer wieder neues »Böses« erzeugt.

Die Vorstellung, mein Großvater sei sich der Konsequenzen seines Handelns nicht bewusst gewesen, hält sich hartnäckig. Schließlich gibt es ja auch keine eindeutige Aussage von ihm, die »beweist«, dass er die Vernichtung der Juden bewusst in Kauf genommen hat, und er gehörte auch nicht zu jenen, die an der Grube standen und schossen oder das Gas aufdrehten. Wie kann man ihn also für schuldig erklären?

Solche ganz und gar nicht ungewöhnlichen Argumente beruhen auf dem Glauben, dass die eigentlichen Verbrecher persönlich Hand angelegt hätten. Als habe das Dritte Reich nicht gerade deshalb so perfekt funktioniert, weil es viele Männer wie Hanns Ludin gab, die den bürokratischen Ablauf der Vernichtungsindustrie garantierten! Viele Männer – und auch viele Frauen, angefangen mit den treuen Ehefrauen. Sie alle waren Komplizen, gemeinsam der Sache verpflichtet – und sie sind auch nach dem Krieg eine kameradschaftliche, solidarisch verbundene, eingeschworene Gemeinschaft geblieben, in der ihre Kinder und Kindeskiner aufwuchsen. Die vermeintlich entlastenden Aussagen von Hanns' ehemaligen Mitarbeitern überzeugen mich deshalb nicht. Der Beweis, die »historische Objektivität«, sind die vielen Millionen Toten und die psychischen Belastungen, die bis heute die Nachkommen der Opfer und der Täter plagen.

Adolf Eichmanns »Judenberater«, Dieter Wisliceny, der geschätzte Mitarbeiter meines Großvaters, hat beim Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess (1945 bis 1946) unzweideutig bekannt, genau gewusst zu haben, was es mit der »Endlösung« auf sich hatte: Eichmann habe ihm im August 1942 mitgeteilt, dass »in dem Begriff ›Endlösung‹ sich die planmäßige biologische Vernichtung des Judentums in den Ostgebieten verbarg«. Er sei sich daraufhin »vollkommen klar [gewesen], dass dieser Befehl ein Todesurteil für Millionen von Menschen bedeutet«. In der Slowakei habe er, Wisliceny, der Deutschen Gesandtschaft unterstanden und er habe regelmäßig erst Manfred von Killinger und dann seinem Nachfolger Ludin Bericht erstattet. Wann wie viele slowakische Juden in welches Konzentrationslager deportiert und dort exekutiert wurden, konnte Wisliceny den Anklägern im Detail mitteilen – und er wird die Zahlen nicht nur in Nürnberg so akribisch genau preisgegeben haben. Eichmann, gab er ferner an, habe ihm gegenüber geäußert: »Er würde lachend in die Grube springen, denn das Gefühl, dass er fünf Millionen Menschen auf dem Gewissen hätte, wäre für ihn außerordentlich befriedigend.« Wisliceny hat sich wie alle anderen Angeklagten in Nürnberg auf »Befehlsnotstand« berufen und die Verantwortung an seine Vorgesetzten delegiert: Eichmann, Himmler, Hitler. Entledigt ihn das seiner Schuld? Im Februar 1948 ist auch er in Bratislava gehängt worden.

Hanns hat während seines Prozesses ebenfalls mit der Befehlskette argumentiert. Doch der Chefankläger vor dem Nationalgericht in Bratislava, Michal Gerö, blieb hart: »Der Angeklagte kam im diplomatischen Dienste als Reichstagsabgeordneter und treuer Nationalsozialist und hatte in jedem Zeitabschnitt seiner strafbaren Tätigkeit seine eigene Initiative und seinen eigenen selbständigen Wirkungskreis. Obwohl er auch auf Grund der verbrecherischen Befehle seines Vorgesetzten handelte, exkulpiert ihn das Folgeleisten dieser Befehle gemäß Artikel VI der Charta nicht, weil er durch seinen

freiwilligen Eintritt in den Außendienst Ribbentrops die Verpflichtungen auf sich nahm, auch solche Befehle zu vollziehen, die dem internationalen Recht und den ewigen Bestimmungen der Ethik und Moral widersprechen.« Ludin habe selbstverständlich nicht gemordet, so Gerö weiter. »Seine Hände waren in Handschuhen, er unterschrieb bloß den Vertrag, durch den die Opfer den Mördern ausgeliefert worden sind, und diese mordeten an seiner statt. Es war eine genaue Arbeitsteilung, wobei schwer zu entscheiden ist, wessen Arbeit grausamer ist. Die Arbeit des eleganten Diplomaten oder des betrunkenen Ex-Menschen-SS-Mannes. Er wurde zu einem Rad in diesem gigantischen nazistischen Vernichtungswerk, bei vollem Bewusstsein seiner Verantwortung, weil dies das Werk seines bewunderten Führers darstellte, ein Werk, das den Weg zum erträumten nazistischen jahrtausendealten Reich pflasterte.«

Mein Großvater hat auch versucht, sich damit zu verteidigen, dass er mit der »Judenfrage« eigentlich gar nichts zu tun gehabt habe. Erstens habe er ihr »indifferent« gegenübergestanden, zweitens sei sie von Wisliceny bearbeitet worden, »der von mir sachlich völlige Handlungsfreiheit hatte, seine sachlichen Weisungen auch nicht vom Auswärtigen Amt oder von der Gesandtschaft, sondern durch seine eigene Dienststelle unmittelbar bekam«. Er habe sich auf Wunsch Wislicenys lediglich »gelegentlich als politischer Faktor eingeschaltet«.

Auch von dieser Erklärung ließ Gerö sich nicht beeindrucken: Ohne Ludins Arbeit auf politischem Gebiet, erwiderte er, könne man sich die Erfolge Hitlers gar nicht vorstellen. Würde man Ludin für unschuldig erklären, »würde es genau dasselbe sein, als [sic] zu sagen, es hätte keinen Krieg, keine Ermordeten und kein Verbrechen gegeben«.

Das trifft gewiss auf Tausende von Deutschen zu. Doch Hanns gehörte zu den wenigen, die die Höchststrafe erhielten, und gar noch, nachdem er sich den Behörden selbst aus-

geliefert hatte. Warum so viele andere an hohen verantwortlichen Stellen im Getriebe anschließend unbehelligt weiterleben konnten, bleibt ungeklärt. Ja, ob ich denn die Todesstrafe gut hieße, wenn ich meinte, Ludin wäre rechtmäßig verurteilt worden, hieß es in den familiären Diskussionen sogleich. Nein, ich bin gegen die Todesstrafe, aber der Ansicht, dass mein Großvater eine lebenslange Haft verdient hätte. Sein Überleben hätte seinen Kindern und Enkeln die Chance gegeben, sich mit ihm und seiner persönlichen Verstrickung in den Nationalsozialismus direkt auseinanderzusetzen. Durch seine Hinrichtung lag es nahe, ihn zu idealisieren, denn er starb ja auch stellvertretend für viele andere der »feinen« Herren, die nach dem Krieg mit weißer Weste wieder Karriere machen konnten.

Ist das Plädoyer des Anklägers gegen Hanns Ludin nun eine propagandistische Rede, die nicht nur die Schuld der Slowaken am Holocaust verdeckt, sondern auch exemplarisch zeigt, wie übel die UdSSR den ehemaligen Gesandten missbraucht hat, um an den Deutschen Rache zu nehmen? So zumindest sagt man es in meiner Familie. Freilich wird in der Diskussion um Schuld und Unschuld immer wieder darauf verwiesen, dass es doch an der Zeit sei, die stalinistischen Verbrechen aufzuklären oder auch die düstere Vergangenheit anderer Länder. Die Deutschen hätten ihre Schuld doch schon genügend »bewirtschaftet« und sich rücksichtslos mit der eigenen Geschichte auseinandergesetzt, warum immer wir?

Ich kann der Argumentation des Anklägers in jedem Punkt folgen und finde angesichts des Grauens noch nicht einmal seine sich durch alle Seiten seiner Rede ziehende Polemik unangemessen. Allerdings würde ich ihm bei der Bezeichnung »Ex-Mensch« widersprechen, gleichwohl er damit vermutlich ausdrücken wollte, wie unmenschlich es war, was die Nationalsozialisten verbrochen haben: Ein Verbrecher bleibt dennoch ein Mensch. Das bedeutet der Spruch »über die Toten soll man nur Gutes sprechen«, wie von Diogenes Laertius über-

liefert. Über die Toten nichts Schlechtes zu sagen, hat eine andere Bedeutung als meist angenommen: Es geht nicht darum, Unangenehmes zu verschweigen. Gemeint ist, Tote nicht menschlich zu verurteilen, sondern als möglicherweise wandelbare Wesen zu respektieren, weshalb sie für ihre Verbrechen nicht mit dem Tod bestraft werden sollten. Der Spruch bedeutet nicht, kein juristisches, historisches oder politisches Urteil über sie fällen zu dürfen. Es handelt sich hier um zwei verschiedene Ebenen, die es zu unterscheiden gilt.

Dass die Vernichtung der slowakischen Juden ohne die aktive Mitarbeit und den klaren Willen der slowakischen Regierung nicht so reibungslos verlaufen wäre; dass die damalige Sowjetunion und viele andere Staaten dieser Erde – nicht zuletzt Griechenland, das mir so am Herzen liegt – die Auseinandersetzung mit ihren Kriegen, Bürgerkriegen, Opfern und Feindbildern teilweise noch nicht einmal begonnen haben: alles richtig! Doch es entledigt uns nicht der Verantwortung für unser eigenes »Haus«.

Wie fassungslos es einen macht, dass »normale« Menschen so etwas tun konnten, hat Hannah Arendt mit der »Banalität des Bösen« so trefflich beschrieben. Eichmann war für sie ein »Hanswurst«, und sie sagte, es sei viel unerträglicher, durch einen Hanswurst als durch einen Teufel zu sterben. Hanns war gewiss kein »Hannswurst«, vermutlich noch nicht einmal ein Rassist, sondern er war ein »gewöhnlicher« Mensch. Das zu verstehen, ist sehr schwierig. Wie kommt es, dass ein Mensch so weit gehen kann? Wie weit würde ich unter ähnlichen Umständen gehen? Der Soziologe und Sozialpsychologe Harald Welzer sagt: »Menschen sind [...] niemals eindeutig, abgesehen von pathologischen Einzelfällen [...]. Es gab im Zusammenhang des Vernichtungskriegs und des Holocausts überzeugte Nazis, die Juden gerettet haben, und man musste kein überzeugter Nationalsozialist sein, um zu töten.«

Solange wir weiterhin derart verquere Debatten führen und die Schuld unserer Verwandten leugnen – das betrifft viele

deutsche Familien –, solange sind wir fern davon, unsere Geschichte und die »Geschichte in uns« (Müller-Hohagen) zu verstehen. Meine Verwandten beschäftigen sich fast täglich mit historischen Dokumenten, sie lesen Bücher und gehen auf Veranstaltungen – sie wollen begreifen und meinen, sie müssten noch viel mehr lesen, noch viel mehr hören, noch viel tiefer in die deutsche Geschichte eintauchen, um endlich Klarheit über die Rolle Hanns Ludins – und somit auch seiner Frau – zu erlangen. Doch ich befürchte, kein Geschichtsbuch, kein Film, keine Veranstaltung und keine Ausstellung werden zur Aufklärung führen, wenn wir nicht den persönlichen Bezug erkennen. Erst in dem Moment, in dem wir bereit sind, unseren Mikrokosmos als Person und als Familienmitglied mit den historischen Entwicklungen in Verbindung zu bringen und Schuld zu benennen, können wir uns von der »Last des Schweigens« befreien. Es geht nicht nur um die Täter in unserer Familie, sondern wie Müller-Hohagen sagt: auch um die Täter in uns selbst. Erst durch diesen Prozess ist es wahrscheinlich möglich, aufrichtig der Opfer zu gedenken und Abbitte zu leisten. Alles andere verkommt leicht zu Lippenbekenntnissen, die bestenfalls der Political Correctness geschuldet sind, nicht aber der tiefen Trauer um die millionenfachen Opfer des Nationalsozialismus – Juden, Sinti und Roma, Kommunisten, politisch Verfolgte, Homosexuelle, Kranke und Behinderte.

Meine intensive Auseinandersetzung mit der Familiengeschichte hat mir geholfen, um meine arme Mutter und um ihren Verlust wirklich trauern zu können. Vor allem aber habe ich einen emotionalen Zugang zu den eigentlichen Opfern gefunden: Ich kann in bestimmten Momenten über die Toten des Holocaust endlich weinen und den Schmerz ihrer Nachkommen spüren. Diese Trauer zulassen zu können, ist für mich bislang das größte Geschenk gewesen.

In Günter Gaus' Interviewsendung »Zur Person« 1964 über Auschwitz befragt, sagte Hannah Arendt: »Das war wirklich, als ob der Abgrund sich öffnet. Weil man die Vorstellung ge-

habt hat, alles andere hätte irgendwie noch einmal gutgemacht werden können, wie in der Politik ja alles einmal wiedergutmacht werden kann. Dies nicht. Dies hätte nicht geschehen dürfen. Und damit meine ich nicht die Zahl der Opfer. Ich meine die Fabrikation der Leichen und so weiter – ich brauche mich darauf ja nicht weiter einzulassen. Dies hätte nicht geschehen dürfen. Da ist irgendetwas passiert, womit wir alle nicht fertig werden.« An dieser Tatsache hat sich bis heute nicht viel geändert.

Dank

Unzählige Briefe, Dokumente und Bücher bilden die Grundlage dieses Textes. Ohne die Gespräche mit vielen Menschen aus unterschiedlichen Generationen jedoch hätte ich dieses Buch kaum schreiben können. Ich bin all denen zu Dank verpflichtet, die bereit waren, mir zu erzählen, was sie wissen und erinnern – das sind die meisten der in diesem Buch erwähnten Personen. Sie haben dazu beigetragen, das Leben meiner Mutter und meiner Familie aus verschiedenen Warten und aus verschiedenen Zeitabschnitten betrachten und nachempfinden zu können.

Neben allem Schwierigen habe ich während der Entstehung dieses Buches auch viel Schönes erlebt – ich habe anregende Gespräche geführt, neue Bekanntschaften gemacht und alte wiederentdeckt. Menschen, die ich noch nie vorher in meinem Leben gesehen hatte, kamen mit Fotoalben, in denen mir noch unbekannte Bilder von meiner Mutter klebten, mit Briefen und bewegenden Erzählungen. Ich traf Nachkommen von Tätern und von Opfern des Nationalsozialismus und Kinder aus anderen problematischen Elternhäusern, und es war beruhigend festzustellen, dass wir viele Erfahrungen teilen können.

Die Liste derer, denen ich danken will, ist zu lang, um hier jede oder jeden einzeln zu erwähnen, deshalb muss ich mich beschränken. Zu meinen wichtigsten Wegbegleitern über viele Jahre zählt Professor Dan Bar-On. Die Erfahrungen des

israelischen Psychologen im Bereich von Konfliktbearbeitung und Dialogentwicklung haben mich nachhaltig beeindruckt und mir zu vielen neuen Einsichten verholfen. Er hat gezeigt, dass es Täterkinder gibt, die sich mit der Schuld ihrer Eltern auseinandergesetzt und von der »Last des Schweigens« befreit haben. Wie wichtig das Zwiegespräch, der innere Dialog ist, um auch die Dialoge mit und zwischen anderen fördern zu können, ist mir über die Jahre der Zusammenarbeit mit ihm deutlich geworden. In Zeiten von Unsicherheit war Dan mir ein weiser und geduldiger Freund.

Ich danke der Historikerin Dr. Tatjana Tönsmeier, die mir die Politik in der Slowakei während der NS-Zeit erklärt, mich mit ihrem scharfen Verstand immer wieder angeregt und für meine Anliegen zudem viel Verständnis aufgebracht hat. Der Psychologe Dr. Jürgen Müller-Hohagen, durch dessen aufschlussreiche Bücher vieles, was ich subjektiv begriffen hatte, eine objektive Form bekam, hat sich die Mühe gemacht, mein Manuskript zu lesen, und hat mir noch viele wertvolle Hinweise gegeben. Dr. Renate Sechtem eröffnete mir in vielen Gesprächen neue Perspektiven und vermittelte mir immer wieder Zuversicht und Gelassenheit.

Ich danke Dr. Herta Däubler-Gmelin für ein anregendes und verständnisvolles Gespräch und Dr. Lutz Hachmeister, Dr. Hans-Joachim Lang, Heinz Höhne sowie Sophie Weidlich vom Kurt-Hahn-Archiv für die Hilfe bei den Recherchen. Dr. Dr. Peter Hohn und die Senioren von der Sütterlinstube im Hamburger Förderverein des Altenzentrums Ansgar haben mir geholfen, viele Briefe aus dem Sütterlin zu übertragen, was eine große Arbeitserleichterung war, weil ich zu Beginn noch einige Schwierigkeiten mit dem Lesen der alten Schrift hatte.

Margit Ketterle hat dieses Buch mit mir entwickelt, mich beraten und fürsorglich begleitet – das war ein unschätzbare Freundschaftsdienst. Bettina Eltner war mit ihrer Professionalität die beste Lektorin, die ich mir für dieses Buch hätte

wünschen können. Ihre gescheite und besonnene Art, ihr Humor und das Vertrauen, das sie mir entgegenbrachte, waren für mich eine unerlässliche Stütze und haben die Zusammenarbeit zu einer großen Freude werden lassen.

Viele Freunde haben mich beraten, mit mir diskutiert und mich erheitert, an mein Projekt geglaubt und mich nicht nur in ihren Herzen, sondern teils auch in ihren Wohnungen beherbergt. Besonders erwähnen will ich hier Sebastian Barry, Susanne Beischer, Cornelius Büchner, Patricia Donnelly, Dr. Hermann Düringer, Kirsten Ellerbrake, Jörg Andrees Elten, Katrin Fischer, Peter Franke, Sabine und Irene Grootendorst, Hans-Peter Hallwachs, Professor Lena Inowlocki, Barbara Kärn-Wilk, Niall Kiely, Rela Mazali, Sheila Melzak, Ines Meyer-Kor-mes, Katharina Müllerschön, Johannes Müllerschön, Annette Römmig, Hanns-Ernst Scheringer, Tässi Schloemer, Marie-Luise Schmidt, Axel Schmidt-Gödelitz, Sakino M. Sternberg, Eva-Maria Traitler, Walter Venedey und Christiane Walesch-Schneller.

Den ehemaligen Freundinnen meiner Mutter, die mich bei meinem Projekt immer wieder bestärkt und ermutigt haben, bin ich nicht minder dankbar: allen voran Carola, Marianne, Monika und Theda. »Meine Liesel«, die eigentlich Elisabeth heißt, hat mir viel über das Leben in der damaligen Slowakei erzählt, wovon einiges in dieses Buch eingeflossen ist.

Meinem Onkel Malte Ludin danke ich, dass er mir mit seinem Film »2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß« nach langen Überlegungen den letzten Anstoß gegeben hat, dieses Buch zu schreiben. Ich freue mich, dass mein Bruder und meine Tanten sich kritisch, aber liebevoll mit mir auseinandergesetzt haben. Auch mit einigen Kusinen und Cousins hatte ich anregende Gespräche, die mir sehr wichtig waren. Last but not least: meine engste Familie. Jörn und meine Kinder haben mich geduldig getragen und ertragen, denn es war gewiss nicht immer leicht mit mir.

Danken möchte ich auch meiner »zweiten« Mutter Marita,

die mich in all dieser Zeit sensibel und klug unterstützt hat. Ohne meinen Vater aber wäre meine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und der Gegenwart mitunter nur schwer auszuhalten gewesen: Er hat dieses, auch für ihn nicht leichte Buch von Anfang an unterstützt, mich beraten und intensiv begleitet.

Ausgewählte Literatur

- Affidavit C von Dieter Wisliceny, Dokument UK-81, in: *Nazi Conspiracy and Aggression. Volume VIII*. USGPO, Washington, 1946/ pp. 606–619 by Office of United States Chief of Counsel for Prosecution of Axis Criminality (Author)
- Angress, Werner T.: ... immer etwas abseits. Jugenderinnerungen eines jüdischen Berliners 1920–1945, Berlin 2005
- Bajohr, Frank/Pohl, Dieter: *Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten*, München 2006
- Bar-On, Dan: *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von NS-Tätern*, Hamburg 2003
- Bar-On, Dan (Hrsg.): *Den Abgrund überbrücken. Mit persönlicher Geschichte politischen Feindschaften begegnen*, Hamburg 2000
- Bar-On, Dan: *Erzähl dein Leben! Meine Wege zur Dialogarbeit und politischen Verständigung*, Hamburg 2004
- Behr, Hartwig/Rupp, Horst F.: *Vom Leben und Sterben. Juden in Creglingen*. Würzburg 2001
- Brown, Timothy S.: Richard Scheringer, the KPD and the Politics of Class and Nation in Germany, 1922–1969, in: *Contemporary European History*, 14, 3 (2005), S. 317–346
- Brunner, Claudia/von Seltmann, Uwe : *Schweigen die Täter, reden die Enkel*, Frankfurt 2004
- Claussen, Detlev: *Vom Judentum zum Antisemitismus. Materialien einer verleugneten Geschichte*, Darmstadt 1987
- »Diese Fragen wurden nicht immer befriedigend beantwortet«.
Tagblatt-Gespräch mit Wilhelm Gmelin über die NS-Vergangen-

- heits-Diskussion (nicht nur) in seinem Elternhaus, in: *Schwäbisches Tagblatt*, 4. 6. 2005
- Döscher, Hans-Jürgen: Das Auswärtige Amt im Dritten Reich, Berlin 1987
- Ebbinghaus, Angelika/Roth, Karl Heinz (Hrsg.): Grenzgänge. Deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts im Spiegel von Publizistik, Rechtssprechung und historischer Forschung, Lüneburg 1999
- Friedländer, Saul: Die Jahre der Vernichtung. Das Dritte Reich und die Juden 1939–1945, München 2006
- Friedländer, Saul: Wenn die Erinnerung kommt. München 1998
- Gaus, Günter: Was bleibt, sind Fragen. Die klassischen Interviews, Berlin 2001
- Geisel, Eike: Lastenausgleich, Umschuldung. Die Wiedergutmachung der Deutschen. Essays, Polemiken, Stichworte, Berlin 1984
- Grimbert, Phillipe: Ein Geheimnis. Frankfurt 2005
- Hachmeister, Lutz: Schleyer. München 2004
- Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, Berlin 1982
- Himmeler, Katrin: Die Brüder Himmeler. Eine deutsche Familiengeschichte, Frankfurt 2005
- Knipping, Franz: Ludin, Hanns Elard, in: Badische Biographien, Neue Folge, Bd. 2, Stuttgart 1987
- Köhler, Otto: Der hässliche Deutsche. Jürgen Gerhard Todenhöfer, in: *Konkret* 2/86, S. 18
- Lang, Hans-Joachim: Die rechte Hand des Botschafters. Vor 60 Jahren endete die Diplomatenkarriere des Tübinger Nachkriegs-OB Hans Gmelin im Internierungslager, in: *Schwäbisches Tagblatt*, 28. 4. 2005
- Longerich, Peter: »Davon haben wir nichts gewusst!« Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945, München 2006
- Marks, Stephan: Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus, Düsseldorf 2007
- Miscoll, I., Bueb, B. u. a.: Schule Schloß Salem. Chronik Bilder Visionen, Schule Schloß Salem 1995

- Müller-Hohagen, Jürgen: Geschichte in uns. Seelische Auswirkungen bei den Nachkommen von NS-Tätern und Mitläufern. Berlin 2002
- Müller-Hohagen, Jürgen: Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung, München 2005
- Ornstein, Anna: Das Apfelgehäuse. Erinnerungen – Als junges Mädchen im Holocaust, Gießen 2004
- Poensgen, Ruprecht: Die Schule Schloss Salem im Dritten Reich, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Sonderdruck, Heft 1, München 1996
- Rosberg, Alexandra/Lansen, Johann (Hrsg.): Das Schweigen brechen. Berliner Lektionen zu Spätfolgen der Schoa, Frankfurt a. M. 2003
- Salomon, Ernst von: Der Fragebogen, Hamburg 1951
- Scheringer, Richard: Das Große Los. Hamburg 1959
- Schule Schloß Salem: Bericht über die Zeit von 1933–1948, Sonderheft Nr. 28, Salem, April 1949
- Senfft, Heinrich: Richter und andere Bürger. 150 Jahre politische Justiz und neudeutsche Herrschaftspublizistik. Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Band 8, Nördlingen 1988
- Sieburg, Friedrich: Gemischte Gefühle. Notizen zum Lauf der Zeit. Stuttgart 1978
- Tönsmeier, Tatjana: Das Dritte Reich und die Slowakei 1939–1945. Politischer Alltag zwischen Kooperation und Eigensinn, Paderborn 2003
- Venohr, Wolfgang: Aufstand in der Tatra. Der Kampf um die Slowakei 1939–44, Königstein/Ts. 1979
- Vollmer, Franz/Müller, Wolfgang: Von der höheren Bürgerschule zum Rotteck-Gymnasium Freiburg. 1841–1966, Freiburg im Breisgau o. J.
- Welzer, Harald/Möller, Sabine/Tschuggnall, Karoline: Opa war kein Nazi. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt 2004